

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-257508](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257508)

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst.

Eine Gerechtigkeit

Folgender Bericht ist mir, dem dormaligen rheinländischen Hausfreund, zugeschildt worden, daß ich soll in den Kalender auf das Jahr 1818 drucken lassen, gleich auf der ersten Seite zum Lesen. Ich kanns thun, denn er lobt mich. Zwingen kann mich niemand. Der Bericht aber lautet, wie folgt.

„Im Jahrgang des Kalenders 1817. gleich auf der ersten Seite zum Lesen steht unter der Ueberschrift die folgenreiche Holzkohle, eine Erzählung, wie einst ein muthwilliges Bublein den Schulmeister mit einer Kohle an die Schulschubenthüre abgezeichnet und dafür viel Schläge bekommen habe. Ja, der Schulmeister sey ihm von dieser Stunde an gram geworden, und habe ihm viel Herzeleid angethan. Als nun das Bublein in dieser Schule nimmer gedeihen konnte, auch nimmer hineingehen wollte, sey es von seiner Mutter in eine vornehmere Lehre gethan worden, und sey hernach etwas an ihm worden.“

„Derjenige der dieses schreibt, merkt wohl, daß er es gemeint ist, und manche Leser des Kalenders können es auch merken, denn etwas an der Sache ist wahr, aber nicht alles, und darum will er nicht dazu schweigen.“

„Merke:“

„Erstens, daß das Bublein das Bildniß des Schulherrn an die Thüre gezeichnet hat, ist wahr. Die Kohle lag da, die Thüre war

noch nagelneu, und nahm's an, und der Schulherr war leicht zu treffen.“

„Zweitens, daß das Bublein dafür Schläge bekommen hat, ist auch wahr. Es waren nicht die ersten, auch nicht die letzten, auch nicht die schlechtesten, und hat der Schulherr wohl daran gethan.“

„Daß aber drittens, derselbe von dieser Zeit an dem Bublein feind gewesen sey, und es mißhandelt habe, das liegt neben draus, u. zwar links, und getraut sich nicht mit der Wahrheit zu bestehen, es müßte denn seyn, daß es durch die Länge der Zeit und durch vielmaliges Wiedererzählen wahr geworden wäre, wie manche wilde und ungeschlachte Pflanze durch öfteres Ansäen und Versetzen nach und nach zahm wird, und gut. Nein dazu war der Schulherr viel zu vernünftig. Er war ein treuer und freundlicher Lehrer, gebrauchte auch nie solche unchristliche Redensarten, als ihm in dem Kalender in den Mund gelegt werden, u. liebte das Bublein nachher wieder, wie vorher, und wie alle seine Schüler. Oft, wenn derjenige, der dieses schreibt, ein Exempel aus den Bräuchen rechnet, oder wenn er im Herzen den Trost oder den Frieden oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem er's gelernt, und wenn er nach Jahr und Tagen wieder einmal zu seinen Jugendfreunden und Schulkameraden kommt, so reden wir von ihm.“

„Also kann es auch Viertens mit der Wahrheit nicht bestehen, daß der Knabe wegen der

Ⓒ

Feindschaft des Schullehrers, aus seiner Schule genommen und in eine vornehmere gethan worden. Nein, er hat auch nachher noch lange neben der vornehmern Schule die vorige mit Freude und Liebe fort besucht. Wie man zum Caffe Cichorie thut, also kam es ihm nicht darauf an, wenn er Vormittags die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, Nachmittags je einmal auch noch ein paar deutsche einzuthun — aber niemals unverdient, oder aus Feindschaft und Nachsicht des einen, oder des andern Lehrers.“

„Es ist sonst des rheinländischen Hausfreundes Art und Weise nicht, die Leute zu verunglimpfen, am allerwenigsten die Todten, was man an ihm loben muß. Denn die Todten haben auf der Erde nichts mehr anzusprechen, als die Unbescholtenheit und Ehre ihres Namens. Ja sie haben gar nichts mehr anzusprechen, sondern, wenn sie die Augen zum letztenmal geschlossen haben, und auf den Kirchhof getragen sind, so haben sie ihr Recht an sich selber verloren, und gehören nur noch der Zeit und den Hinterbliebenen an, und wir lesen uns diejenigen, welche wir behalten wollen, aus, und eignen sie uns in einem liebevollen und dankbaren Andenken zu, wenns ein Vater war, seine Kinder, wenns sonst ein braver Mann war, seine Mitbürger, wenns ein Fürst war, seine Untertanen, wenns aber ein Schulherr ist, seine Schüler, und leiden nicht, daß ein Unglimpf über sein Grab gehe. Darum wolte auch der geehrte Leser nicht mißvergnügt dazu seyn, daß derjenige, der dieses schreibt, dießmal laut für sein Recht und Eigenthum streitet.“

„Alle diejenigen aber, welche die Erzählung von der Holzkohle, und wer darinn gemeint

ist, verstehen, und darüber ungehalten seyn, oder sich betrüben mögen, ersucht er, ihm auf sein Ehrenwort zu glauben, daß er von dieser Erzählung nichts wußte, ehe er sie selber in dem Kalender gelesen hat. Sonst wäre sie nicht hinein gekommen.“

Armath und Zufriedenheit.

In einer einsamen Gegend, welche selten von Fremden besucht wurde, lebte ein ehrlicher Pächter, Namens Anselm, mit seiner Frau u. seinen Kindern. Er war arm, aber zufrieden, und hatte in seinem Leben keine größere Reise gemacht, als in das benachbarte Kloster. Seine kleine Wohnung lag mitten in einem Walde, und mit seinen Nachbarn gerieth er nie in Streit, denn er hatte keine. Seine Familie bestand, ausser seiner Frau und seinen Kindern, noch aus einer Magd und einem Hirten. Die Magd hieß Anna, und war in dem Hause des Pächters aufgewachsen. Sie hatte wohl davon reden hören, daß es ausser dem Hause, in welchem sie lebte, auch noch andere Häuser und Menschen in der Welt gebe, doch verspürte sie nie in sich eine Sehnsucht, die Welt kennen zu lernen, und von allen Schänden auf Gottes großer Erde kannte sie nur einzig das Pachtthaus und das benachbarte Kloster. Anne konnte weder lesen noch schreiben, und hatte in ihrem Leben kein Buch zu Gesicht bekommen, ausser dem Kalender, auch konnte man ihr nicht nachsagen, daß sie sehr klug und sehr geschickt sey, aber sie war treu, gottesfürchtig und arbeitsam, wie's einer wackern Dienstmagd ziemt, und mit ihren Fehlern trug ihr Herr menschliche Nachsicht. Der Hirt hieß Peter, und zu seinem Ante

schien er geböhren, denn er liebte ein ruhiges Leben, und konnte Stundenlang unter einem Baum liegen, ohne Langeweile zu empfinden. Er meinte es recht herzlich gut mit sich und allen Menschen, und es war unmöglich ihn zu erzürnen, oder ihm ein großes Vergnügen zu machen. Freud und Leid kannte er kaum dem Nahmen nach.

Einsmahls sagte Anselm zu ihm: Hör, Peter, du solltest unsre Anne heurathen. Ihr beide schickt euch für einander. Peter nahm den Scherz für Ernst, und Anne wurde seine Frau. Drei Jahre lang lebte nun das gute Paar in gewohntem Frieden, und der Himmel bescheerte ihnen, während dieser Zeit, drei Kinder, welche mit Anselms Kindern erzogen wurden.

Jetzt aber sollten Peter und sein treues Weib auch erfahren, daß alles menschliche Glück nur eitel ist! Die Frau des Pächters starb, und Anselm folgte ihr nach zwei Jahren. Dadurch verloren Peter und Anne die einzige Stütze, welche sie auf der Welt hatten. Das kleine Eigenthum des Pächters wurde verkauft, zum Besten seiner Kinder, und Peter und Anna mußten fortwandern und sich eine Heimath suchen.

Gar schwer wurde ihnen der Abschied aus der Hütte, die sie so lange als ihr väterliches Haus betrachtet hatten. Die Kinder des guten Anselm hatten sich seit 2 Jahren gewöhnt, Annen als ihre Mutter zu betrachten, und ihr waren die eigenen Kinder nicht werther gewesen, als die ihres Herrn. Sie schied mit Thränen, an sie hingen sich ihre drei Kinder, und hinter drein ging Peter, der die ganze Habschafft dieser armen Verlassenen, in einem Sack trug.

Zum Glück hatten Peter und Anne sich nie

gewöhnt, vorwizlig in die Zukunft zu schauen. Der nächste Tag lag ihnen eben so fern, als das nächste Jahr, und da sie, vor ihrem Weggange aus dem Pächthause, ein reichliches Mittagsmahl zu sich genommen hatten, so begnügten sie sich leicht mit einem sparsamen Abendessen. Sie sprachen von nichts, als von ihrem verstorbenen guten Herrn, und seinen lieben Kindern, die sie hatten verlassen müssen.

Wohin sie ihren Weg nehmen wollten, daran hatten sie nicht gedacht, und eh sie sich versehen, befanden sie sich in einem dicken Walde, ohne Weg und Steg. Anne war im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft, doch das machte ihr die geringste Sorge, denn sie dachte nur an die einbrechende Nacht. Sie setzte sich unter einem Baume nieder, ihr Mann machte sich ein Plätzchen an ihrer Seite, und die Kinder suchten sich ein Lager im Gras umher. Es war im July, und schon fing es zu dunkeln an, da sagte das eine Kind, es sey hungzig, und die übrigen schrien ebenfalls um Brod. Peter hatte in seinem Sack einen kleinen Borrath, den theilte er treulich mit Frau und Kindern, und schaute dabei zu den Sternen, so recht zutrauungsvoll, denn er hatte oft gehört, daß dort oben Einer sey, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, u. kein Haar vom Scheitel des Menschen.

Nach dem Nachtessen, welches aus Brod und Wasser bestand, wurde der Beschluß gefaßt, in dem Walde zu übernachten. Die Armen schliefen ruhiger, als mancher Reiche im weichen Bett, und über ihnen war eine unsichtbare Hut, die den Redlichen nie verläßt.

Die Wanderer erwachten beim Morgenroth mit den Vögeln, und eben so sorglos, als die-

se. Sie bemerkten einen wenig betretenen Fußpfad, der sie, am Ende des Waldes, in eine lde, einsame Gegend brachte. Der Boden war mit Heidelbeeren bedeckt, und von einem Felsen murmelte eine klare Quelle herab. Dieser Anblick verursachte den Eltern eine große Freude, denn die Kleinen verschmachteten fast vor Durst. Die Freude wurde noch größer, als der älteste Knabe, am Saum des Waldes, viel Haselnußstauden, Himbeeren und Erdbeeren entdeckte. Anna hob recht dankbar ihre Hände zum Himmel, und Peter faste augenblicklich den Entschluß, an dieser so gesegneten Stelle eine Hütte zu bauen.

Aber wir werden wohl Erlaubniß haben müssen, Zweige von den Bäumen zu nehmen, sagte Anna, etwas besorgt. Peter wurde über diese Bemerkung traurig, doch in diesem Augenblick gieng eine Bäuerin vorüber, die einen Topf mit Erdbeeren trug.

Wem gehört diese Gegend, fragte Peter? — Dem Kloster, antwortete die Bäuerin; es liegt drei Viertelstunden von hier, und ich will eben diese Erdbeeren dahin bringen. Anne gieng erst mit ihrem Manne zu Rathe, und es wurde beschlossen, Peter sollte mit der Bäuerin nach dem Kloster gehen, und die nöthige Erlaubniß holen. Er versprach, recht bald zurückzukommen, und Anne blieb, mit den Kindern, am Eingange des Waldes zurück.

Peter langte glücklich in dem Kloster an, und wurde, auf sein Verlangen, alsbald vor den Abt geführt, dem er eine umständliche Erzählung von allen kleinen Ereignissen seines Lebens machte, und hinzufügte, er hoffe, man werde ihn und die Seinigen nicht abweisen. Aber was versteht ihr, fragte der Abt? Ich

verstehe die Mühe zu hüten, antwortete Peter.

Der Abt bemerkte ihm, daß das Kloster keinen Hirten nöthig habe, und unabhglich alle Arme unterstützen könne. Peter versicherte dagegen, daß er kein Almosen verlange, sondern bloß die Vergünstigung, im Klosterwalde eine Hütte erbauen zu dürfen.

Aber wovon leben, fragte der Abt? Von wilden Früchten und Wurzeln, antwortete Peter, und schilderte die Gegend am Walde als ein wahres Paradies. Aber denkt ihr denn nicht an den Winter, unterbrach ihn der Geistliche? Nein, erwiederte Peter, an den Winter haben wir noch nicht gedacht, und bis der kommt, wird die Sonne noch mehr als einmal auf und untergehen. Wir sind erst im July.

Der Abt wurde gerührt, und sagte: hört, guter Mann, weil ihr es doch so sehr wünscht, so erlaube ich euch, eine Hütte auf dem Grund und Boden des Klosters zu erbauen, und überdieß könnt ihr alle zwei Tage an unsre Pforte kommen, und für die Eurigen Brod und Kartoffeln hosen.

Wer war jetzt glücklicher als Peter! Er küßte dem Abt die Hand, und eilte Hals über Kopf, um seiner Anna die frohe Botschaft recht bald zurückzubringen. Schon befand er sich außer dem Hofe des Klosters, als er, auf Befehl des Abts, zurückgerufen wurde. Man füllte ihm die Taschen mit Brod und Obst; Peter machte im Anfang recht ernstliche Einwendungen, denn er war grundehrlich, und versicherte hoch und theuer, der Herr Abt habe ihm nur erlaubt, alle 2 Tage zu kommen. Er ließ sich jedoch bald bedeuten, und legte den Weg in den Wald mit der freudigsten Eile zurück. Seine Frau und seine Kinder sprangen ihm jubelnd entgegen,

und er gab auf jede Frage recht umständliche Auskunft. Anne war höchlich zufrieden mit seinem Betragen, nur schalt sie ihn, daß er in dem Dorfe, welches zum Kloster gehörte, kein Beil gekauft habe, um damit die Reste zur Hütte zu hauen. Haben wir nicht sagte sie, fünf Gulden und sieben Kreuzer? — In der That waren diese fünf Gulden und sieben Kreuzer die ganze Frucht ihrer Ersparniß seit zehn Jahren.

Das ist wahr, antwortete Peter, aber man kann unmdglich an alles denken, und wir hatten auch ganz vergessen, daß nach dem Herbst der Winter kommen wird.

Ah, sagte Anna, bei dem Winter fällt mir ein, daß du das Geld aufheben mußt, um warme Kleider dafür zu kaufen.

Freilich, erwiederte Peter, kann es doch uns an nichts mangeln, da wir doch einmal unser Leben hier zubringen müssen.

Sie stiegen jetzt den Bau ihrer Hütte an, und schnitten mit ihren Messern Zweige ab. Beide waren sie weder stark, noch Arbeit gewohnt, u. es giengen darum wohl funfzehn Tage hin, bis sie eine kleine, aber ziemlich feste Hütte zu Stande gebracht hatten. Sie hatte nur einen Fehler, und den nahm man erst wahr, nachdem die Hütte schon fertig da stand — sie war so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen konnte. Sie hielten nun eine lange Berathschlagung, wie das Versehen gut gemacht werden könnte, und Anne meinte, es möchte am Besten seyn, den Bau wieder von vorn anzufangen. Peter beruhigte sie aber, indem er ihr vorstellte, daß es hinreichend sey, wenn man in seinem Hause sitzen, oder liegen könne; zum gehen habe man Platz genug unter Gottes freiem Himmel.

Der Tag, an welchem die Familie zum erstenmal ihre Mittagstafel in der Hütte hielt, war für sie ein Festtag. Peter war des Morgens im Kloster gewesen, und hatte Kartoffeln und

frisches Brod mitgebracht, und im Dorfe Milch und Eyer gekauft. Die Freude der Kinder beim Anblick eines so köstlichen Schmauses läßt sich nicht beschreiben, und ihre Heiterkeit theilte sich bald auch den Eltern mit. Dem febhlichen Tag folgte die ruhigste Nacht, und Peter und Anne hatten in ihrem Leben nicht so gut geschlafen, denn nachdem sie 28 Tage lang dem Ungemach jeder Bitterung ausgesetzt gewesen, befanden sie sich jetzt zum erstenmal, unter einem dichten Laubdache, und hatten frisches Stroh zum Lager. Munter und gesund standen sie am nächsten Morgen auf, und nachdem sie ihr Gebet verrichtet hatten, sagte Peter: es geht doch nichts darüber, als sein eigener Herr zu seyn, und in allem seine Bequemlichkeit zu haben. Man kann sich freilich an alles gewöhnen, aber gut ist gut, und besser ist besser. Der Himmel fällt einem auch nicht über'm Kopf zusammen, doch ziehe ich eine Hütte vor. Bei unserm guten Herrn schliefen wir im warmen Stalle, u. das war in der That ebenfalls nicht zu verachten. Nicht wahr, unterbrach ihn Anna, unsere Hütte ist wohl eben so gut, als ein Stall! Das sollt ich meynen, erwiederte Peter. Und überdieß sind wir daheim, und der ehrliche Anselm pflegte zu sagen, man sey nirgends so gut, als in seinem Hause.

Darinn hatten Peter und Anne recht, daß der Mensch gar wenig bedarf, zur Zufriedenheit. Die Wohnung dieser Armen bestand aus geflochtenen Baumzweigen. Peter hatte eine Schaufel, ein Beil, fünf hblzerne Eßffel und einige Schaaffelle für den Winter herbeigeschafft, und ausserdem etwas Hanf, denn Anna konnte spinnen. Auf diese Weise hatten sie ihre ganze Sparbüchse von 5 fl. 7 kr. ausgegeben. Peter suchte sich ebenfalls nützlich zu beschäftigen. Er fing Wbzel, die er nach dem Kloster trug, und am Ende des Monats konnte er schon das Garn

verkaufen, welches Anna gesponnen hatte, und so hatten sie ein kleines Einkommen.

Aber der Sommer gieng nur zu schnell vorüber. Im September kam Anna glücklich mit einem Mägdelein nieder, und bald trat der rauhe Winter ein. Trotz der warmen Schaaffelle war es jezt doch in der Hütte kalt und unfreundlich, und im Wald gab es keine Haselnüsse und keine Himbeere mehr. Unterdessen ertrugen Peter u. Anne doch alles Ungemach ohne Murren. In ihrem Leben hatten sie nie in einer ordentlichen Kammer geschlafen, und der Stall des guten Aufselm war in der That um nichts besser gewesen, als ihre Hütte.

Gegen Ende des Winters befand sich Peter in einem schlimmen Zustande. Er konnte sich kaum mehr von der Stelle bewegen, und Anna mußte nach dem Kloster gehen, um die Lebensmittel dort abzuholen. Peter lag traurig in seiner Hütte, auf dem Lager von dürrern Blättern. Doch war sein Kummer nicht tief, denn in seiner Seele wohnten Geduld und Ergebung. Den ganzen Tag betete er, und Anna saß neben ihm, an der Kunkel, und sprach ihm mitunter Trost zu. Die Kinder wichen nicht von seiner Seite, und Peter fühlte sich nicht ganz unglücklich. So gieng ein Jahr dahin, und Peter erlangte wieder seine volle Gesundheit. —

Es waren nun bald zwei Jahre, seit Peter und Anna ihre Hütte bewohnten. Eines Tages, im Julius, kam Anna welche eben im Walde Laub gesammelt hatte, ganz auffer Athem nach Hause gelaufen.

Ah, Peter, schrie sie, was hab ich gesehen! Wo, was, fragte Peter? Du wirst nicht glauben, fiel Anna ein; es war ein prächtiges, goldenes Haus, auf Mädel, fast wie ein Schäferkarren, allein es war doch kein Schäferkarren, sondern viel schöner, und davor waren

sechs Pferde, die starrten von Silber, und in dem goldenen Hause saßen Damen, und vor dem Fenster, auf einer Bank, saß ein Herr in rothem Kleide. —

Kaum hatte Anna ihre Erzählung geendigt, so kam der von ihr beschriebene Wagen daher gerollt. Sie sprang auf, vor Freude, und lief, mit ihren Kindern, dem Wagen entgegen. Dieser mochte noch dreißig Schritte von ihr entfernt seyn, da bemerkte sie in demselben eine bildschöne Dame, deren sanftes Auge auf ihr und ihren Kindern verweilte. Die Dame befahl dem Kutscher, zu halten, und Anna blieb, wie eingewurzelt, stehen.

Die schöne Unbekannte war noch von vier andern Damen begleitet, die mit ihr aus dem Wagen stiegen, und sich der armen Anna näherten. Gehdren diese fünf Kinder euch, fragte sie. Anna bezate es. Die armen Geschöpfe, seufzte die Dame, sie sind ja fast nackt. O die jüngsten haben Kleider, sagte Anna, aber wir haben sie für den Winter auf. Und ihr bringt den Tag in dieser Hütte zu, fragte die Dame. Den Tag und die Nacht, erwiderte Anna.

Der Dame schien das unbegreiflich, aber Anna versicherte, im Sommer wohne sich recht gut in so einer Hütte, nur der Winter sey nicht ganz freundlich, aber das Schlimmste sey, daß ihr Mann sich neuerdings nicht ganz wohl befinde.

Die Unbekannte nähete sich der Hütte, und gieng hinein, begleitet von ihren Damen, doch nicht ohne Mühe, denn ihre Schuhe und ihr Hut und Federn fanden allenthalben so viel Widerstand, daß die Unbekannte genöthigt war, sich auf die Kniee nieder zu lassen.

Großer Gott, sagte sie, indem sie sich Peter näherte, und ihr Thränen ins Auge traten, seit zwei Jahren habt ihr keinen andern Aufenthalt? Habt ihr nicht im nahen Badstädt-

Hen Hilfe gesucht? Ach, antwortete Anna, es sind wohl drei Stunden bis dahin, und ich konnte meinen Mann bei seiner Kränklichkeit nicht allein lassen. Auch fehlt es uns nicht an dem Nöthigen, im Kloster bekommen wir jeden andern Tag Brod und Kartoffeln.

Die Unbekannte zog jetzt einen Beutel hervor, und reichte ihn der Frau. Nehmt, sagte sie. Diesen Abend werde ich euch von hier abholen lassen, und da ihr diesen Aufenthalt zu lieben scheint, so verspreche ich euch, daß ihr bald wieder zurück kehren sollt. Nur müßt ihr eine Zeitslang in dem Bade bleiben, denn euer Mann bedarf der Hilfe des Arztes.

Während dieser Rede betrachtete Anna die Goldstücke, welche die Unbekannte ihr gegeben hatt, und sagte dann: weil ihr doch so gut seyd, so will ich euch gestehen, daß dieses Geld uns nichts nützen kann, man kennt dergleichen hier zu Lande nicht. Wie, habt ihr noch kein Gold gesehen? Doch, versetzte Anna, ich habe die Vergoldung in der Klosterkirche gesehen, allein Münze von Gold geht hier durchaus nicht. Ich habe auch nie davon reden hören.

Die Unbekannte wurde von dieser Aeußerung so gerührt, daß sie die Thränen nicht zurück zu halten vermochte. Sie nöthigte Anna, die Goldstücke aufzubewahren, schenkte ihr aber noch um sie zu frieden zu stellen, einige Silberstücke dazu. Hierauf verließ die Unbekannte, mit ihrer Gesellschaft, die Hütte, stieg in ihren Wagen, und kehrte nach dem Bade zurück. Peter und Anna waren außer sich vor Freude, und ihr Glück kam ihnen wie ein Traum vor. Sie sprachen nun von nichts mehr, als von der schönen Unbekannten, und als der Abend heran nahte, kamen Leute, um sie in das Badstädtchen abzuholen. Vier Männer legten Peter auf eine Tragbahr, die mit einer Matraze bedeckt war, und trugen ihn

langsam fort. Anna bestieg mit ihren Kindern einen Karren, und so langte die kleine Gesellschaft gegen zehn Uhr Abends in dem Bade an. Man brachte sie in ein Haus, wo gute Betten für sie bereitet waren.

Kaum war Peter zur Ruhe gebracht, so verließ ihn Anna, um bei ihrer Wirthin Erkundigungen einzuziehen. Nach einer Viertelstunde kam sie zurück. Peter, rief sie, was hab ich alles erfahren — Und was, fragte Peter? Die schöne Dame, fuhr Anna fort, die schöne Dame ist eine Prinzessin, und überdies eine Herzogin, und eine Base des Königs. Sie hat noch einen andern Rahmen, aber den hab ich vergessen.

Sie ist doch gar nicht stolz, sagte Peter. Sie ist fast wie unsereins, versetzte Anna. Aber weißt du auch Peter, warum sie hier im Bade ist? Sie will vom hiesigen Wasser trinken, um Kinder zu bekommen. Ich, meines Theils, habe keinen großen Glauben an dieses Wasser, aber ich will Tag und Nacht beten, auf daß der liebe Gott der schönen Dame recht viele Kinder bescheere.

Dieses Gespräch wurde durch die Wirthin unterbrochen, welche ihren Gästen ein gutes Nachtessen vorsezte. Peter u. Anne hatten wohl ehe dem Birnmost getrunken, aber nie in ihrem Leben Wein gekostet. Jetzt tranken sie zum erstenmale welchen, und wurden dadurch noch beedter zum Lob ihrer Wohlthäterin, und schliefen die Nacht durch, wie sie nie geschlafen hatten. Am frühen Morgen wurde Anna von einer Näherin gewedet, die da kam, um von ihr u. ihren Kindern das Maas zu nehmen. Die Prinzessin, sagte sie, habe ihr befohlen, Hemden und Kleidungsstücke für die ganze Familie zu besorgen. Den Tag darauf waren auch Anne und ihre Kinder aufs beste ausgestattet — Strümpfe, Schuhe, Hauben, nichts war vergessen.

Die Freude der guten Frau wurde noch dadurch vermehrt, daß Peters Gesundheit sich zusehends besserte. Die Sorgfalt des Arztes, eine gesunde Wohnung und gute Nahrung thaten Wunder, und in Zeit von 5 Wochen konnte er recht gemächlich umherwandeln.

Um diese Zeit hatte Anna eine Zusammenkunft mit ihrer Wohlthäterin, welche ihr ein kleines Gebund Schlüssel zustellte. Dieß, sagte sie, sind die Schlüssel zu euerm Hause und euern Schränken. Geht nach Haus, gute Anna, ich werde Morgen zu euch kommen, und bey euch frühstücken.

Anna starrte sie mit offenem Munde an, stammelte einige unverständliche Worte, und nahm die Schlüssel, ohne zu wissen, wie ihr geschah. Sie konnte nicht begreifen, daß sie ein Haus und Schränke haben sollte, und noch weniger wollte es ihr einleuchten, daß die Base des Königs bey ihr frühstücken werde. Noch am nehmlichen Tage wurden Peter und seine Frau und Kinder in die Einöde zurückgebracht, wo man sie gefunden hatte. Aber wie groß war ihr Erstaunen, da sie an der Stelle ihrer Laubhütte, ein nettes kleines Haus erblickten, neben welchem ein Garten angelegt war. Die Kinder brachen in ein Freudengeschrei aus, aber Peter und Anna standen da, und sahen bald sich, und bald das Haus an. Beide konnten lange kein Wort hervorbringen, Thränen flossen über ihre Backen, und stumm hoben sie die Hände zum Himmel empor.

Sie wurden jetzt von den Leuten, welche sie begleitet hatten, in die neue Wohnung geföhrt. Diese bestand aus einer freundlichen Stube und Kammer, einem Holzbehälter und einer Küche. Alles war mit dem nöthigen Hausrath angefüllt. Die Stube hatte einen Ofen, zwei gute Betten mit Vorhängen von Baumwollenzeug, einen Tisch, sechs Stühle, und einen Schrank. An-

na nahm ihre Schlüssel, öffnete den Schrank, und fand darinn zwei vollständige Kleider für ihren Mann, eben so viele für sich und ihre Kinder, Hemden, Strümpfe, Betttücher, Tischtücher, Handtücher, und einen Vorrath von Hanf und Flachs zum Spinnen.

Nachdem Anna den Vorrath in ihrem Schrank von allen Seiten betastet und beaugenscheinigt hatte, führte man sie in einen Garten, der bereits mit allerlei Gewächsen bepflanzt war. Man zeigte ihr einen kleinen Hof, worin sich Enten und Hühner befanden; man öffnete ihr einen Stall, wo zwei schöne Kühe sie mit freundlichem Gemuth begrüßten, und man sagte ihr, daß eine kleine Wiese in der Nachbarschaft ihr Eigenthum sey. Anna glaubte neuerdings zu träumen. — Peter, sagte sie zu ihrem Mann, wir sind weit reicher, als unser verstorbener Herr war. Sein Haus war ein Storchennest gegen das unsrige. Unser Garten ist wohl zweimal so groß, als der Seinige, aber, Peter, bei all dem, daß wir jetzt reiche Leute sind, dürfen wir unsre Laubhütte nicht vergessen, besonders im Winter, wenn wir nun mit unsern Kindern beim warmen Ofen sitzen. Wir müssen dem lieben Gott an jedem Morgen u. Abend danken, daß er sich uns so gut und lieblich erwiesen.

Indem sie dieß sagte, rollten große Thränen über ihre Wangen, und Peter weinte mit. Ihre Kinder hingen sich an sie — es war einer von den Augenblicken, in welchen der Himmel auf die Erde herabsiegt.

Anna konnte die Nacht über kein Auge schließen; sie hatte eine brennende Lampe auf den Ofen gestellt, und die ganze Nacht durch betrachtete sie ihre Stube und ihr Hausgeräthe mit immer neuer Verwunderung, und bat den lieben Gott, ihre Wohlthäterin doch ja recht glücklich zu machen. Der erste Hahnenschrei

erinnerte sie an ihren Hühnerhof — sie sprang aus dem Bette, und ihr Mann folgte ihr, und beide besuchten von neuem die Küche, den Garten und den Stall. Hierauf zogen sie den Kindern ihre Sonntagskleider an, und bereiteten das Frühstück. Ueber den Tisch wurde ein nagelneues Tuch gebreitet. Anna brachte zwei hölzerne Schüsseln mit frischer Milch, gutes, schwarzes Brod, frische Butter, und ein Korbchen mit frischen Haselnüssen herbei, und so erwartete man die gute, liebe Dame mit Unruhe und Sehnsucht. Gegen 11 Uhr kam der älteste Knabe, der am Saum des Waldes gestanden hatte, von seinem Posten, und meldete, daß er von Ferne ein Fuhrwerk erblickt habe. Sogleich nahmen sich Anna und Peter, mit großem Herzklöpfen, bei der Hand. Peter war noch schwach zu Füssen, und es betrübte ihn, daß er nicht weit würde gehen können. Die Kinder wollten voran springen, sie eilten gegen die Thür, und purzelten übereinander her. Der Vater u. die Mutter wollten sie zurückhalten, aber heute hörten sie zum erstenmale nicht auf den Befehl der Eltern.

Peter und Anna waren kaum an die Thüre des Hofes gekommen, als die Prinzessin schon aus ihrem offnem Wagen stieg. Anna warf sich weinend zu ihren Füßen, und zeigte auf ihren Mann, und sagte, mit abgebrochenen Worten: er kann wieder gehen! Da sind meine Kinder, sie sind gekleidet! Da ist ein Haus, wo wir Schutz haben, gegen Sturm, Regen und Kälte! Dieß alles, alles verdanken wir Euch, der liebe Gott wird's vergelten, wir, wir können nicht einmahl recht danken.

Ein Strom von Thränen unterbrach diese Rede. Die liebenswürdige, tugendhafte Fürstin mischte zu den Thränen der Dankbarkeit die ihrigen; sie hob Anna von der Erde auf, nahm sie bei der Hand, und führte sie in das Haus,

wo das Frühstück wartete. Die Prinzessin und ihre Damen ließen sich die Milch und die Butter schmecken; sie besuchten den Hühnerhof, den Garten und sogar auch den Stall.

Nach einem Aufenthalt von anderthalb Stunden kehrte die Fürstin mit ihrem Gefolge in das Bad zurück, und sagte unterwegs mehr als einmal: wahrlich, man kann sich mit dem Gelde noch ein größeres Vergnügen verschaffen, als Spitzen, Juwelen und dergleichen Dinge gewähren.

Vater Lukas und die Mutter Martha.

(Mit einer Abbildung.)

In Lothringen lebte ein Mann, den die Leute im Dorfe nur den Vater Lukas nannten, und seine Frau, Mutter Martha. Wer guten Rath brauchte, der suchte ihn bei Vater Lukas, und wer Hilfe brauchte, durfte es der Mutter Martha nur merken lassen. Lukas war seit vielen Jahren Pächter eines Gutes, dessen Eigenthümer in Paris lebte. Ob er gleich keine Kinder hatte, so war er doch haushälterisch, und besah den Kreuzer, eh er ihn ausgab, doch konnte man just nicht sagen, daß sein Herz am Gelde hänge. Auch war seine Sparbüchse nicht so bestverschlossen, daß nicht manchmal etwas herausgefallen wäre für den Nachbarn, der sich in Verlegenheit befand.

Es war um die Zeit der Revolution, an die wir so lange denken werden, als die Franzosen. In den Straßen von Paris zog der Tod mit der Guillotine herum, und wer des Morgens aufwachte, griff gleich nach seinem Kopf, ob er noch am rechten Ort stehe. Der Eigenthümer des Gutes, fand eines Abends den Sacknichten nicht mehr auf dem Kumpfe; seine Kinder, die noch klein waren, fielen der Fürsorge des lieben Gottes heim, der damals gar viele

Rätheln unter die Flügel seiner schützenden Engel zu nehmen hatte, und seine Güter wurden verkauft, zum Besten der großen Nation.

Vater Lukas kaufte den Maierhof, den er bis jetzt in Lehnung gehabt, und dieser Umstand gab seiner Reputation einen gewaltigen Stoß. Viele Leute zuckten die Achsel, und mancher besann sich, ob er den Huth oder die Kappe noch vor ihm läpfen sollte. Der Hausfreund hätte die Seinige von nun an nicht rursitzen lassen, sondern tiefer ins Gesicht gedrückt.

Am unzufriedensten war Mutter Martha mit ihrem Manne. Sie behauptete geradezu, der böse Geist müsse Gewalt über ihn bekommen, und ihm Sinn und Gedanken verwirrt haben. Weist du nicht, sagte sie unter andern, daß der unrechte Kreuzer den rechten Gulden frisst. Lukas antwortete keine Sylbe, sondern blieb ruhig die blauen Rauchwölckchen aus seiner Pfeife. Ach, fuhr Frau Martha fort, und trocknete sich mit der Schürze die Thränen, ach, und wie nun die Leute unsern ehrlichen Nahmen beschimpfen. Das freut mich, versetzte Lukas, es ist ein Zeichen, daß die Leute noch an Recht und Treue glauben. Frau Martha sah ihn an, als fürchte sie, es möchte ihm ein Unglück unter dem Hute begegnet seyn.

Vater Lukas nahm sie freundlich bei der Hand: Komm, sagte er, wir wollen hinaus, und sehen, wie das Korn blüht. Das blüht uns nimmermehr zum Seegen! Die armen Kinder unsers guten Herren haben jetzt kein Obdach, vielleicht keinen Bissen Brod, kein ganzes Hemd. Meinst du, so etwas werde dort oben nicht mit schwarzer Kreide aufgezeichnet.

Vater Lukas hatte kein böses Blut, und der Kopf kochte bei ihm nicht leicht über. Dießmal überließ ihn doch ein wenig warm, und er blies gewaltige Wolken aus seiner Pfeife, und warf seine Mütze neben sich auf die Ofen-

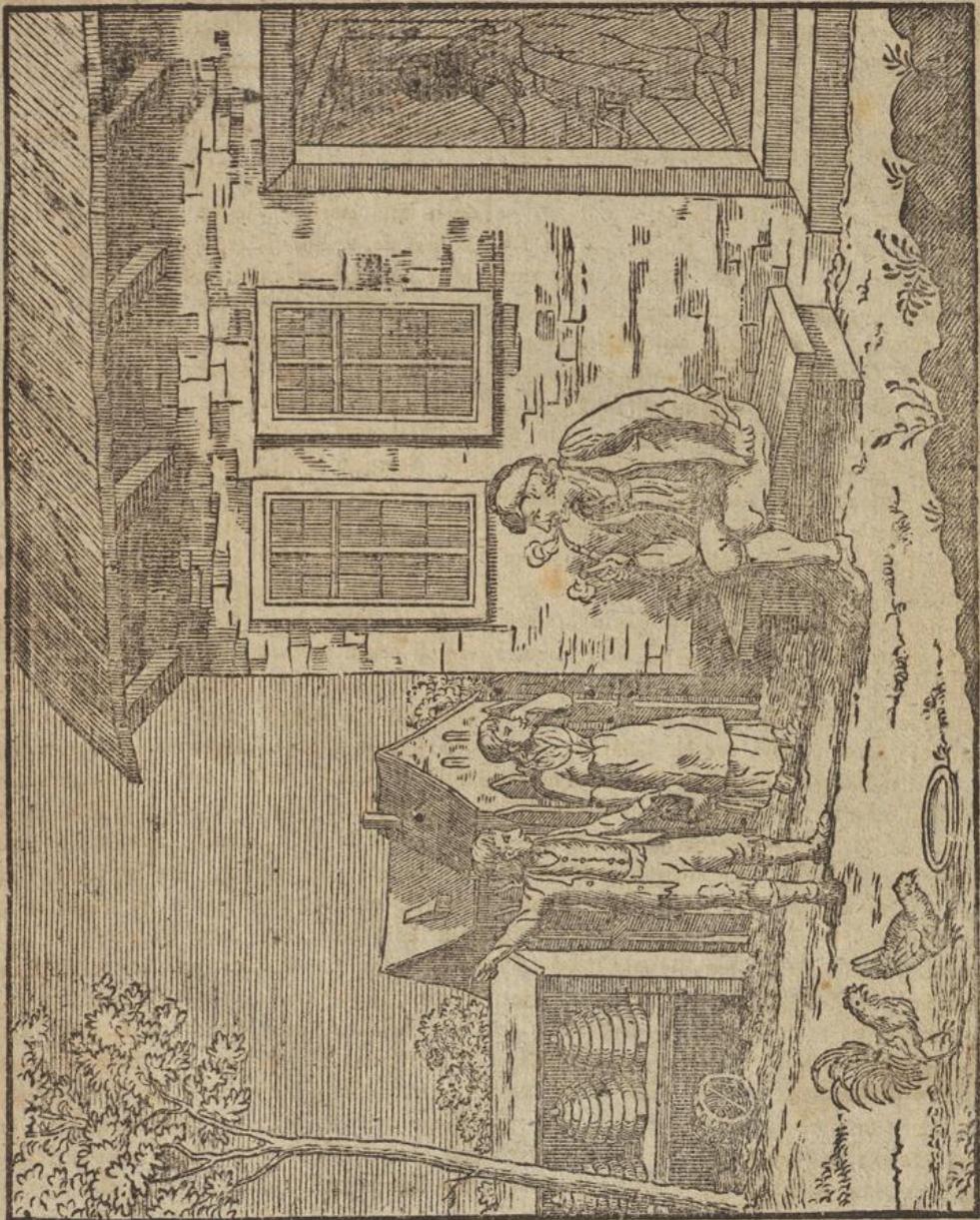
hand. Dem Hausfreund wärs ebenso gegangen, und wenn er auch gleich einen kleinen Dorn im Gewissen gehabt hätte. Bist du, sagte er, recht ernsthaft, und fast mit zornigem Blick, bist du, die Herzen und Nieren prüft? Mutter Martha brummte etwas zwischen den Zähnen und gieng aus der Stube.

Lukas verließ jetzt ebenfalls seinen Großvaterstuhl, und suchte sich ein friedliches Plätzchen auf einer Bank vor dem Hause. Man sah wohl, daß ihm allerlei Gedanken durch den Kopf liefen. Es kamen 2 Kinder durch den Hof, ein Knabe von 10 und ein Mägdelein von 8 Jahren, beide wohlgebildet, aber in Schlapshuben und mit abgerissenen Kleidern. Die Kinder baten ihn um ein Nachtlager, und Vater Lukas fand ein Wohlgefallen an den armen, umirrenden Geschöpfen, und bewilligte freundlich ihre Bitte. Er fragte sie woher und wohin, und erfuhr, daß sie jetzt ohne Eltern und Heimath seyen. Das Mägdelein schaute mit seinen hellen blauen Augen zum Himmel, als wollte es sagen: dort oben haben wir gleichwol noch einen Vater, aber der Knabe heftete seine Blicke auf einen nahen Kirchenbaum, und sieng zu weinen an, denn ihn mochten Hunger und Durst quälen.

Vater Lukas hatte nicht sobald den Nahmen der Kinder gehört, als sein Gesicht sich aufheiterte, und er gleichfalls zum Himmel blickte. Alle die vorher eine böse Meynung von ihm gehegt, hätten ihn jetzt sehen sollen, und sie hätten ihre Meynung zurückgenommen. Er führte die Kinder ins Haus, gab sie seiner Frau, und sagte: wenn du versprichst einen ewigen Frieden mit mir zu schließen, so schenke ich dir ein Söhnlein und ein Tochterlein.

Mutter Martha machte große Augen. Was sind das für Kinder?

Ei die Unreigen, antwortete Lukas. Ist dir's



bedeicht ungesegen? Wars doch ein Jammer und Geheul, als der liebe Gott unsern Ehlingel von Buben zu sich nahm, den er gewiß und wahrhaftig besser ziehen wird, als es bei uns geschehen wäre, und nun er uns für ein Kind zwey giebt, so — — —

Ich dacht es doch, erwiederte Mutter Martha, daß das Näderwerk in deinem Kopf in Unordnung gerathen seyn müsse.

Vater Lukas herzte die Kinder — ich bin euer Vater, sagte er, und diese da muß eure Mutter seyn, sie mag wollen oder nicht. Martha, Martha du hast nach dem Schein gerichtet, aber Gott hat meine Wünsche erhört, weil er meine Gedanken sah, und sie gut fand. Dieß sind die Kinder unsers armen Herrn, um ihnen ihr Eigenthum zu erhalten, bracht ich es an mich. Gleich nach dem Tode ihres braven Vaters hatte ich an einen guten Freund in der Hauptstadt geschrieben, um Nachricht zu bekommen, was aus den unglücklichen Waisen geworden sey. Die Antwort lautete gar nicht tröstlich: man wisse nicht, wo sie hingekommen seien. Der liebe Gott wußte es aber, und er wußte auch meine Gedanken, darum schickte er mir die lieben Kinder vor die Thüre.

Mutter Martha konnte lange kein Wort hervorbringen, aber ihre Thränen u. ihr frommer Blick nach oben ließen keinen Zweifel über das, was in ihrer Seele vorgieng. Sie schloß ihren Mann und die Kinder in ihre Arme, und slog, als wäre Sie zwanzig Jahre jünger geworden, in Küche, Keller und Kammer, um für die Bedürfnisse des Augenblickes zu sorgen, um die Kleinen zu erquicken, und anständig zu kleiden.

Um keinen Argwohn zu erregen, gab Vater Lukas sie für Kinder eines verstorbenen Verwandten in einer fernen Gegend aus, und erst, als die Tugend aufhörte, in Frankreich ein Verbrechen zu seyn, trugen sie wieder ihre wahre

Nahmen, und Vater Lukas und Mutter Martha nahmen sie an Kindesstatt an, und setzten sie zu Erben ihres Vermögens ein.

Schlechter Sinn bringt schlechten Gewinn.

Als die Deutschen im Jahr 1815. den Franzosen den zweiten Besuch machten, war die Aufnahme, welche sie erfuhren, noch unfreundlicher, als das erstemal, und das Sprüchwort, daß ungeladene Gäste die werthesten seyen, wollte nicht zum Wahrwort werden; vielmehr gab ein Wort das Andre, und ein Kolben Schlag den Andern. Die Deutschen wollten mitunter auch zeigen, daß sie ihren Nachbarn das Lehrgeld nicht umsonst gegeben hätten, und dehnten das Recht der Eroberung auf Kisten und Kästen aus. Wo aber Waaren sind, da macht sich der Handel bald, und wer wohlfeil eingekauft hat, der kann auch wohlfeil verkaufen. Die Soldaten brachten täglich neuen Vorrath von Hemden, Strümpfen, Leinwand und andern brauchbaren Artikeln auf den Markt, und die Liebhaber fanden sich in Menge. Unter diesen waren auch einige Juden aus dem überrheinischen Lande. Diese zogen einem deutschen Regiment als Freiwillige nach, und trieben bald den Handel ins Große. Da sie jedoch klug waren, und rechnen konnten, so wurde es ihnen bald klar, daß mehr zu profitiren sey, wenn man die Waaren aus der ersten Hand nimmt, so stahlen sie zuletzt selbst, anstatt von den Soldaten noch ferner zu kaufen. Den Einwohnern der Dörfer und Landstädte war damit nicht gedient, und sie brachten ihre Klage vor den Obristen des Regiments, der die Juden alsbald beim Bart nehmen ließ. Es waren drei Brüder, welche man vor ihu

brachte. Da die Juden die nöthigen Zeugnisse in großen Bündeln bei sich trugen, so war der Prozeß kurz, und der Obrist diktirte den drei Brüdern sechzig Prägeln, in welche sie sich theilen sollten, redlich und ehrlieh. Der jüngste war ein vortrefflicher Kopfrechner, und murmelte bei sich: sechzig in die drei macht zwanzig! zugleich dachte er aber auch, weil er sehr klug war, wenn sich sechzig unter viere theilten, so würden auf den Mann nur fünfzehn kommen, und in solchen Fällen ist der kleinste Theil der beste.

Herr Oberst, sagte er, und machte einen Krachfuß, Herr Oberst halten zu Gnaden! der Aette hat sich mit gestohlen, er muß sich sein Theil an de sechzig kriegen.

Der Obriste war ein billiger und gerechter Mann, und antwortete lachend: hat der Aette mit gestohlen, so gebührt ihm sein Antheil. Da ich jedoch den Aette nicht in meiner Gewalt habe, so übernimmst du für ihn seine Portion, und gibst ihm ab, wenn du heim kommst.

Der Jude kratzte sich hinter den Ohren. Herr Oberst, rief er, Herr Oberst halten zu Gnaden! der Aette hat mir keinen Auftrag gegeben. —

Der Obriste aber bestand darauf, daß jedem sein Recht gebühre, und ließ jedem der andern Brüdern fünfzehn, dem dritten aber dreißig aufzählen.

Die sonderbare Bitte.

Auf einem Rückzuge der Franzosen in den Niederlanden waren die Tyroler Scharfschützen gar behende hinter den Flüchtlingen her, und es mußte noch Mancher ins Gras beißen. In einem Dorfe, welches die meisten Einwohner verlassen hatten, erlief die Kugel eines Tyrolers

einen französischen Jäger, der ziemlich schwer bepackt war. He da, rief der Tyroler einer Frau zu, welche den Kopf mit ängstlichem Vorwitz aus einer Scheuer hervorstrakte, komm Fraule, und zieh den da aus.

Die Frau ließ sich nicht zweimal sagen; sie nahm dem Gefallnen seinen Mantelsack ab, und versprach dafür, ein Vaterunser für seine arme Seele zu beten. Der Tyroler hatte unterdessen wieder geladen, und wollte eben weiter gehen, als ihn etwas am Rock zapfte. Er schaute um und erblickte ein altes Mütterlein, welches ihn mit dem zähnelosen Mund lieblich anlächelte, und sagte: Herr, sey er einmal so gut und schieß er mir och einen.

Ein Paar Geschichten zu einem deutschen Ehrenspiegel.

Mit dem Muthe ist's wie mit dem Schrecken, beide sind ansteckend, und der herzhafte Mann kann zum Davonlaufen gebracht werden, wenn alles vor ihm herspringt. Der Hausfreund würde in einem solchen Fall auch schwerlich stehen bleiben. Nicht minder kann der Hase ein Löwenherz bekommen, wenn er — unter lauter Löwen sitzt. Der Hausfreund will zwei kleine Geschichten erzählen, die dieß bestätigen. Beide haben sich in den letzten Feldzügen zugetragen.

1.

Der geneigte Leser hat wohl von den Tyrolern gehört, wie sie, im Jahr 1809 sich untereinander mit Gut und Blut verpfändet, ihren alten Herrn, den Kaiser von Oestreich wieder zu erobern. Unter diesen festen Bergbewohnern war einer, Speßbacher mit Namen, der übertraf alle übrigen an Muth und Eifer, und das will viel sagen. Wenn er aber hinaus zum blutigen Freischießen gieng, da lief ihm jedes

mal sein kleiner Bube nach, der Vater mochte sagen, was er wollte. Einmal, mitten im Feuer, als der Spekbacher eben wieder laden wollte, zupfte ihn etwas an der Jacke. Es war sein kleiner Bube, der dem Vater recht freundlich ins Gesicht sah, als wöhl er sagen: da geht's lustig her! Der Spekbacher wies ihn recht ernstlich aus der Reihe fort, und der Kleine gieng auch wirklich. Nicht weit von dem Posten, wo sein Vater, mit einem Haufen Scharfschützen stand, setzte sich der Kleine auf den Boden, und grub die Kugeln heraus, die von allen Seiten herbeyflogen, und in die Erde schlugen; dabei schielte er manchmal nach seinem Vater hinüber, und als er merkte, daß dem Vater und seinen Kamraden das Blei ausgegangen war, sprang er mit seinem Hütlein voll Kugeln hinzu, und reichte es dem Vater.

Was denkt der geneigte Leser davon? der Hausfreund meint, so etwas sollte nicht vergessen werden.

2.

Die zweite Geschichte schießt sich vortreflich zur ersten. Im Jahr des Heils 1813 griffen die Bürger der Stadt Lüneburg auf der Heide zu den Waffen, um ihre Gäste, die Franzosen vom Halse zu bringen, denn diesen hatte es dort so wohl gefallen, daß sie nicht mehr an die Heimreise nach Frankreich denken mochten. Die Lüneburger dagegen dachten, seit dem Brand von Moskau, desto mehr daran, und kündigten ihnen zuletzt die Gastfreundschaft auf. Darüber gab es blutige Köpfe, und manchem braven deutschen und manchem Franzmann wurde, im Streit, der Lebensfunken ausgeblasen. Beide Theile schlugen sich mit großer Erbitterung unter dem Lüneburger Thor, und endlich schien sich der Sieg für die zu erklären, welche das Recht auf ihrer Seite hatten, nehmlich für

unsre Landsleute. Aber leider, im entscheidenden Augenblick gieng den Lüneburgern die Munition aus, und jetzt mußte sich das Wätlein wenden, denn die Franzosen hatten noch Pulver und Blei in Menge.

Eine Dienstmagd, Johanna Stegen mit Rahmen, sah aus ihrem Kammerfensterlein, die Noth der Ihrigen, und bemerkte zu gleicher Zeit einen umgeworfenen französischen Munitionswagen, der an einer Ecke lag. Schnell, als ob sie Flügel hätte, sprang sie die Treppe hinab und zum Wagen, und füllte ihre Schürze mit Patronen, und trug sie den braven Lüneburgern zu. Jetzt gieng wieder Puff, Puff, und rüstig hin und her sprang die wackre Johanna, und brachte frischen Vorrath, so lang es nöthig war. Aber die Franzosmänner erschrafen bald vor ihren eigenen Kugeln, und räumten Stadt und Feld, ohne sich für das Genossene zu bedanken.

So etwas erzählen oder auch nur anhören, giebt frisches Lebensblut.

Franz Anton Egetmayer
Schneidermeister in der russischen Stadt Pensa.
Geschrieben aus dem Badischen.

Wenn man nicht unrichtig große Thaten, die mit Wunderkraft in das Leben ganzer Nationen eingreifen, Strömen vergleicht, deren rauschende Gewalt sich in breitem Ufer über Länder hin ergießt; so deuten wohl die Bäche und Quellen, die aus stillen Thälern und verschlungenen Bergreihen schnell und unbemerkt zu dem Strome hinein, auf die Thätigkeit der Einzelnen und auf die Wirksamkeit in den engeren Kreisen, die wir im höhern Sinne Familien nennen. Verweilt das Auge gern bei jenen großen Läufen, bei dem Schimmer der glänzenden Flächen, so findet das Gemüth sich heimathlich

hingezogen zu diesen einsamen Thälern, — mit ähnlicher Liebe, als es nach dem Glük jener Kreise hinschaut, wo das Gute unbelauscht und von fremdartigem Stoffe unangehaucht, in jungfräulicher Schöne, sich bildet und mit derselben Klarheit und Unbefangtheit ins Leben heraustritt, als es in heiligem Gemüthe verborgen lag. —

Die gegenwärtige Handlung, der wir huldigend diese Worte widmen, liegt in dem letzten Gebiete, und wiewohl es der Gesinnung, welche sie erschuf, entgegen ist, sie aus ihrer stillen Einsamkeit an die Welt hervorzuziehn; so ist ihr Werth zu gediegen und rein, als daß wir sie nicht gern in ihrem gesammten Umfange vor unserm deutschen Vaterlande aussprechen sollten. Möge es uns gelingen, ihren heiligen tiefstüblichen Sinn in seinem rechten Walten zu ergreifen und ein Gebilde nicht zu verunstalten, das von der Vorsehung wahrhaft den höhern bedeutungsreichen Urkunden beigelegt worden, zwischen denen unser Leben heiter und sicher hinwandelt. Dabei wenden wir den Blick in den Hintergrund jener düstern Zeit, die der Befreiung unsers Vaterlandes kurz vorherging — in die Zeit des Feldzuges der Franzosen in Rußland und besonders der nachfolgenden schmähligen Gefangenschaft, welche so manchen deutschen, zum Kampf für die gemeine Sache rüstig gespannten Arm unthätig zurückhielt. Dies letztere Loos war auch das unsrige. Nur ein freundlich Leuchten zieht durch diese dunkle Ferne; das ist der wohlthuende Glanz eines herrlichen, höchst liebevollen Gemüthes.

Wensa — so heißt der Sitz einer Statthalterchaft im tiefen Rußland, auf einem Berge angenehm gelegen, dessen Fuß von einem Flusse bespült wird, — war die nächste Stadt von Tambow aus, wo wir unsrer weitem Bestimmung ungewiß auf dem großen Transport in

das Innere von Rußland anlangten. Bald nach der Ankunft hörten wir, daß ein deutscher Schneider hier wohne, und nach unserer damaligen Sitte, alles Deutsche sogleich anzukundschäften, war auch er bald aufgefunden. Ein Mann schlichten Ansehens tritt uns entgegen, sein Gruß ist das freundlichste Willkommen, das uns je auf unserm Wege geboten worden, und mit einfachen Worten und herzlicher Freude heißt er uns die Seinigen. Die Töne vaterländischer Sprache, der Ausdruck vaterländischer Sitte erquickten uns auf die lieblichste Weise, und wir begrüßten ihn wie einen alten lang gekannten Freund. Bald war sein Zimmer ganz von den Angekommenen gefüllt; Jedem trieb die Begierde den Landsmann zu sehen, der uns so liebevoll und treuherzig aufgenommen; Fragen und Erzählungen flossen von Mund zu Munde und nach den ersten Stunden gegenseitiger Mittheilung hatten wir nun auch seine Geschichte im Allgemeinen erfahren.

Franz Anton Egetmayer — so hieß er — war aus Bretten, dem Geburtsorte Melancthon's, gebürtig und vor mehr als dreißig Jahren den lockenden Aussichten gefolgt, die sich damals in Rußland für Fremde eröffneten, bereit im Schneiderhandwerk sein Heil zu versuchen. In Petersburg verlebte er die nächste Zeit, zog dann weiter nach Moskau und bald nachher nach Wensa, wo er nun seit beinahe dreißig Jahren als redlicher Meister tadellos gelebt und mitunter sehnsüchtig seines lieben ersten Vaterlandes gedacht hatte, welches sammt allen Bildern seiner frühesten Jugend noch hell und lebendig in sein späteres Leben nachklang. Er war unter der fremden Nation heraufgewachsen an Ruhm und Achtung; sein Leben, dessen Rechtschaffenheit und Treue sich bis zum Sprichwort erhoben, neigte sich jetzt aus dem männlichen in das höhere erste

Alles und brach sich in beglückenden Strahlen den Gestalten seiner beiden Ehne, die er dem Dienste des Vaterlandes gewidmet, und von denen der Ältere Officier und der jüngere Auditor im Kriegsheere waren.

Dagegen hatten wir ihm die Geschichte unserer Leiden zurückgegeben, deren Ende sich hier anzukündigen schien, und gerührt folgte er jeder Richtung unsers Geschicks. Sein stilles Sinnen war nun, wie es anzufangen sey uns in seiner Stadt zu behalten, und den Gefahren einer eben so langwierigen als ungewissen Reise uns enthoben zu sehen. Unsrer Bitte an den dortigen Gouverneur, in seiner Stadt oder in dem Umfange seines Gouvernements unsre Gefangenschaft verleben zu können, hatte er schon durch eigene kräftige Fürsprache unterstützt, und nach glücklichem Gelingen feierten wir in dem Gärtchen, das um sein hülzernes Haus sich herzog, das frohliche Fest einer Errettung. Seine Theilnahme war die Freude eines der Unsrigen, so innig und herzlich äußerte sie sich. — Er selbst nahm zwey unsrer Kammeraden in sein Häuschen, für sie wie für eigene Kinder zu sorgen; den Uebrigen verschaffte er Aufnahme in anderen Häusern, und nachdem er uns nun alle in Sicherheit gebracht, ergabte er sich an unsrer Zufriedenheit, und war innig vergnügt über das wohlgelungene Werk. Eben so bald waren die angekommenen Landsleute gekleidet, deren Bedürfnisse durch die Arnseligkeit ihrer früheren Lage, durch Ausplünderung und durch die Beschwerden einer so langen Reise bedeutend angewachsen waren. Mit einer lebenswürdigen, wahrhaft väterlichen Sorgfalt, ging er einzeln mit einem Jedem zu Rathe, was er überhaupt bedürfe, was von dem Alten gebesert und was gänzlich erneut werden müsse. Die Armut, in der wir waren, erlaubte uns nicht, ihm nur das Mindeste in diesem Augen-

blick zu erstatten; wir sahen uns mit Gaben einer seltenen Güte überhäuft, der wir nichts als mit ganzer Seele danken konnten.

Wer die Hoffnungslosigkeit unsrer früheren Lage erwägt, ein zur Gewohnheit gewordenes Entbehren und Erdulden, den Mangel menschlicher Theilnahme und Schonung, und endlich die Ungewißheit unsrer Bestimmung, die uns bei der auf unbestimmte Weite hinausgesetzten Reise in die entlegensten Provinzen des ungeheuren russischen Reiches führen konnte; — dem wird mit uns eine freudige Ueberraschung im Herzen aufglühn bei dem Blick auf die herrliche, liebevolle Gestalt vor uns, und er wird mit uns übereinkommen, daß es eine Sendung höherer Art war, die uns zu Theil geworden. Auch waren diese Güte und Liebe nicht der Zeit und dem Maasse unterworfen; täglich erstanden sie in frischem Glanze und mit neuer, ersündungsreicher Kraft.

Unser Leben bildete sich zu einer immer engeren Gemeinschaft, und stellte zuletzt das Bild einer geschlossenen Familie dar, welches sich überdies durch die Namen Kinder und Vater, die wir ohne Uebereinkunft gegenseitig aussprachen, treu bewährte. Das Gärtchen am Hause, welches mit Lauben und Rasenbänken artig gegliedert war und den ganzen Reichthum der dortigen Natur in sich vereinigte, war der Sitz unsrer Versamlungen. Dort, so lange es die Bitterung erlaubte, wurden alle Abende unter weiblichen Gesprächen hingebacht, und den eigenen Erfahrungen wie den großen Begebenheiten manche Stunde der Mittheilung gewidmet. Die mächtige Umwälzung der Zeit beschäftigte unsern Vater ungemein; den siegreichen Zügen der Verbündeten folgte er mit Enthusiasmus und das Wohl des deutschen Vaterlandes war ihm noch immer eine heilige Beschäftigung. Auch hierin, wie in der großen Liebe und

Anhänglichkeit an unsern Fürstenstamm beurkundete er jene unwandelbare deutsche Treue, die bei allen Nationen ein Gegenstand der Achtung und Bewunderung gewesen, und hoch gepriesen wurde zu allen Zeiten. — Nichts war uns erwünschter, als wenn er aus seinem eigenen Leben zu erzählen begann, und den Reichtum seiner Erfahrungen entfaltete. Mit Theilnahme und Freude hörten wir sodann, wie aus allem Sturm und bösen Andrang die edle Seele immerdar rein und fleckenlos, von Gott gehütet, herausgehoben worden. Er hatte, wie gewöhnlich bei Menschen von innerem Gehalte, auch wenn sie nur geringe Bildung genossen, eine gewisse Consequenz im Denken und Handeln erlangt, die seinen Ansichten Mähe und festere Verbindung gab, und zugleich seine Schutzwanne ward für seinen kindlichen, dem Wechsel fremden Sinn. Sein Verstand war hell und seine Denkraft keine gewöhnliche; er hatte die meisten Bücher jener frühern Zeit, selbst die tief sinnigsten und schwierigsten gelesen, und wenn auch diese letzteren der einfachen Weise seines Lebens wenig gleich kamen, so folgte doch sein herrliches, reichbegabtes Gemüth mit dunkler Ahndung allen Wendungen des Geistes. Oft geschah es, daß er dann, mit seinen Gedanken die rechte Höhe ergreifend, zu seinem eigentlichen Elemente, zu unserer Religion sich wandte, und durch alle Dunkelheit hindurch quoll lichtvoll gleich einem goldnen Strome ein Spruch aus dem Evangelium, der alles erläuterte und erklärte. Eine ununterbrochene Beziehung seines Daseyns auf Gott und ein unerschütterliches Vertrauen zu Ihm bildeten, ihm selbst unbewußt, seinen Wandel zu einer göttlichen Offenbarung; mit kindlichem Frohsinn schritt er durch die Welt, in muthiger Bereitschaft dem höchsten Willen mit all' dem Seinigen jederzeit zu Gebote zu stehen. Wer

zweifelt, daß eine solche Gesinnung nicht auch den höchsten Segen auf sich trug? — Er war nicht reich, ganz gegen die Art der deutschen Gewerbsleute in Rußland; denn sein Erworbenes blieb nicht ängstlich anheim liegen. Wo ein edler Zweck zu erreichen, eine menschenfreundliche Handlung zu begehren war, da durfte sein Beitrag nicht fehlen, und er gab was er zu geben vermochte; dabei hatte er kein Gedächtniß für das Böse und Widrige, das ihm widerfahren, aber das Andenken des Guten haftet ewig in seiner Seele. Zu dieser innern Güte seines Wesens gesellten sich eine liebenswürdige Einfachheit des Aeußern, Freundlichkeit und Milde, und so sah man in dem Bilde dieses Mannes den Widerschein jener hohen Charaktere aus der heiligen Geschichte, die in Kindlichkeit und Einfalt auf uns herniederstrahlen.

Wohl läßt sich denken, daß einem solchen Gemüthe auch bittere Erfahrungen aus der Welt zurückkommen mußten, und daß das große Vertrauen auf die Menschheit, welches in frommen Seelen wie ein Pfand des Himmels wohnt, im Einzelnen Noth gelitten. Aber zu heilig und tief war sein Wesen, als daß ihn solche Erfahrungen gestört oder seine Sinnesart in ihrem klaren Laufe aufgehalten hätten. Auf seine Seele war nicht der leiseste Argwohn zurückgefallen, und so erhob er sein Haupt frei und ungebeugt aus dem Gewirre der Welt, ein Kind noch in spätem Jahren. Einst nahm er sich eines dürftigen verwaisten Knaben an, erzog ihn zu seinem Handwerk und begegnete ihm mit väterlicher Liebe. Von dem schwärzesten Undank getrieben, vielleicht in Erwartung eines geringen Lohnes, gibt der Knabe bei der Polizei an, der Schneider habe mehr denn tausend Ellen Tuch gekauft, mit diesem Vorrath einen Handel zu treiben. Nach der Beschlag-

Ⓒ

nahme der Waare beginnt die Untersuchung, und es ergibt sich, daß der Schneider das Tuch nicht zum Handeln, sondern zum Verbrauche in seiner Werkstatt gekauft habe; weil zu dieser Zeit der Arbeit so viele und überhäufte war, daß das öftere einzelne Aufkaufen zu viel Zeit und Mühe erfordern würde. Der Schneider, dem sein rechtliches Eigenthum nun wieder entgehändig worden, lernt auch seinen Kläger kennen. Er bescheidet den Pflugesohn vor sich, stellt ihm die Nichtwürdigkeit seiner Handlung vor, und ermahnt ihn mit warnender Rede, einen andern Weg einzuschlagen; darauf versieht er ihn mit Geld und Kleidungsstücken, und verabschiedet ihn aus seiner Werkstatt gleich wenn er ihm stets redlich gedient hätte, in der festen Sorge, daß seinem verlorenen Kinde kein Uebel zustößen möchte.

Die tiefe Bedeutung seines ganzen Wesens sprach in den einfachsten und, wenn man dem ersten Anschein folgte, in den gewöhnlichsten Formen. Kein Ausdruck war anders, als sein Leben ihn hatte geben können, keine Gränze war überschritten; sondern leicht und ungezwungen ruhte seine reiche, innere Welt in den Grängen seiner eigenthümlichen, durch Beruf und Gewohnheit bestimmten, Geschichte. Daher die Wahrheit und Offenheit aller Aeußerungen, daher die Gutmüthigkeit und das Gastliche, woran sich seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft das volle Zutrauen angeschmiegt, und in der Folge fester und unauslöschlicher geknüpft hatte. Er stand als Rathgeber, Freund und Vater in unsrer Mitte, und seine Aussprüche hatten die göttliche Gältigkeit notwendiger Gesetze. Die Achtung, die er allgemein unter seinen Mitbürgern genoß, erbte auch auf uns, auf seine Kinder über, und so war sein Name, wie er uns überall wohlthätig beschirmte, unser eigentliches Losungswort. Hatten

wir irgendwo, besonders an höhern Stellen, eine Bitte einzureichen, oder sonst ein Begehren, so mußte er zuvor die Einleitung machen, und durch seine Fürsprache zu unserm Gunsten einnehmen. Es ist unsers Bedünkens kein geringer Beweis für den Edelsinn des dortigen Gouverneurs, des Fürsten Galizin, daß er dem edlichen Manne als Fürsprecher seiner gefangenen Landsleute stets Gehör lieh.

Als wir in der Folge durch die Gnade unsers geehrten Großherzogs, dessen humane Gesinnungen sich in so hellem Lichte zeigten, auf eine Art unterstützt wurden, die unsre Gefangenschaft in ein gesichertes, von allen Sorgen befreites Leben umbildete — durch Maafregeln, welche seine landesväterliche Huld sogleich auf den ersten Bericht unserer Gefangenschaft getroffen hatte, die jedoch bei dem Mangel schneller Communication nicht eben so bald wirken konnten — als wir durch sie in den Stand gesetzt wurden, die lang getragene Schuld dankbar zu entrichten; elten wir mit vollen Händen zuerst zu unserm Schneider, seiner Bestimmung alles zu überlassen. Mit beispielloser Uneigennützigkeit wies er uns zurück, fest entschlossen, so lange wir als Gefangene und Bedürftige in Rußland lebten, nichts zurück zu nehmen. Wir konnten es nicht verbergen, daß es uns schmerzlich sey, eine gehoffte Freude in dieser Weigerung zerstört zu sehn; aber mit freundlichen Worten erinnerte er uns an die ungewisse Dauer unsrer Gefangenschaft, und, wenn diese auch glücklich überstanden seyn würde, an die weite gefahrvolle Rückreise; gab uns Trost, daß dieser Zeitpunkt nicht mehr ferne seyn werde, und bat uns auf die rührendste Weise, ohne Sorgen über unser gegenseitiges Verhältniß zu seyn, das so wesentlich zu seiner inneren Zufriedenheit gehöre.

Ungefähr zur selben Zeit geschah es, daß ei-

ner der Unrigen in einem Städtchen des Gouvernements gefährlich krank wurde. Da in demselben Städtchen keine Apotheke war, so erlaubte der Gouverneur, daß der Kranke nach Pensa gebracht werden dürfe. In einem sehr bedenklichen Zustande, mit den Anzeichen des nahen Todes kam er daselbst an, und erhielt eine Anweisung auf das Haus eines dortigen russischen Bürgers. Dieser, ob er es auch aus Furcht vor Ansteckung, oder sonst einem Grunde gethan, verbietet den Eintritt in sein Haus auf eine harte Art, und wies den Angekommenen bestimmt zurück. Wo sollte der Unglückliche bleiben? war die Frage des mit ihm angekommenen, gefangenen Soldaten, dem in demselben Augenblick der Schneider einfiel, von dem man auch in seinem Städtchen so wunderbar wohlthuende Dinge erzählt hatte. Er erfragte dessen Wohnung und bald hielt er mit seinem Wagen an der Thür. Man muß Rath schaffen, sagte die mitleidige Seele nach kurzem Bedenken, und rückte nun alles näher zusammen in seinem engen Häuschen, darin er selbst mit seiner Frau, mit zweyen unserer Gefährten und wohl ausserdem noch mit 15 Gefellen haufete. Sorgfältig bereitete er dem Kranken eine Lagerstätte, dem es an Pflege und Bedienung jeglicher Art nicht fehlte. Die Nacht ließ er einen der Seinigen an dem Krankenbette wachen, doch erlebte der Unglückliche den Morgen nicht mehr. Mit gleicher Treue wurde nun auch für den Todten gesorgt, ihm die letzten Pflichten zu erweisen. In seinem Hause wurde Gottesdienst gehalten und griechische Priester verrichteten das Amt an dem mit Lichtern umstellten Sarge. Alle Deutsche, die in der Stadt wohnten, und sämtliche Gefangene begleiteten den Zug. Soldaten trugen die Bahre. Vor dem Zuge einher wandelten die Priester, mit dem Kreuze und in feierlicher Stille wurde der Todte zur Erde bestattet.

Alle Ceremonien waren griechisch; ausser den Popen war kein Russe gefolgt. — Dieß alles hatte unser stets sorgfamer Wohlthäter veranstaltet, und wohl noch nie mochte durch die Straße dieser Stadt ein ähnlicher Zug geschritten seyn.

So war er auch besorgt, von Zeit zu Zeit aus der nahen deutschen Colonie an der Wolga Prediger zu beschicken, welche in einem ausgewählten Saale Gottesdienst und einmal auch Communion hielten. Das war sodann die Familie des Schneider Egetmayer, die in Eintracht und Einmüthigkeit wie eine besondere Gemeinde in allen Dingen zusammen hielt. Alles, was deutsch in unserer Stadt lebte, schloß sich fest an diesen Kreis, und fühlte sich glücklich in dieser Verbindung; unser Leben war ein freundlich gelindes, und wir sprachen es oft, mit Dank gegen die Vorsehung, unter uns aus, daß bis auf die unwandelbare Sehnsucht nach unsrer Heimath, und was sie jedem Reizendes verbergen mochte, keiner unsrer Wünsche unbefriedigt geblieben sey.

Es ist uns noch jetzt eine theure, doch wehmüthige Erinnerung, wie er der Theilnehmer ja die Seele aller unsrer Versammlungen war, und wie er sich an unsere jugendlichen Erheiterungen angeschlossen, gleich wenn er nie in unsrer Mitte gefehlt hätte. Seine Aeußerungen, daß er sich so wohl unter seinen Landsleuten befände, und seit seiner frühesten Wanderschaft jetzt zum erstenmal vergesse, daß er noch eine ferne liebe Heimath habe, entzückten uns wie ein süßer Lohn, und wir fühlten gegenseitig, wie schwer eine Trennung uns beträben würde.

Auch diese Zeit nahete. Mit dem Glück der siegreichen Waffen der Verbündeten wurde uns Freiheit angekündigt, und jedes Herz schlug froh dem vaterländischen Heerde entgegen. Heltzer empfing auch er die Botschaft unsers Glückes, welche doch feindselig das seinige in Schmerz

und Betrübniß umwandelte. Es war herzer greifend die Bewegungen von Freude und Trauer zu bemerken, die in seinem Innern auf und abstiegen; doch erwähnte er des leidvollen Antheils kaum, den sein eigen Leben an dem Ereigniß nahm, fürchtend, er möge uns eine Freude verbittern. Sein Wesen war stiller, seine Rede einsilbiger; die Abndung seiner nahen Einsamkeit schwebte auf allen seinen Zügen und so sahen wir ihn tieffinnig einhergeh'n, und es dünkte uns, als sey er mit etwas Besonderem beschäftigt. Hier nahen wir einer Zeit, wo die Beweise seiner Liebe und Güte sich bis zu den rührendsten und seltensten Aufopferungen erhoben, und das innerste Heiligthum seiner Seele sich uns zu ewiger Erinnerung kund gab. Oftmals sagte er: „wenn ich kinderlos wäre, zög' ich mit Euch Kindern in mein liebes Vaterland“, und es schien dann, als vereine sich in dieser Sehnsucht der ganze Kreis jener geheimnißvollen Wünsche, die in jedem menschlichen Leben eingeschlossen, oft dunkel, oft heller sich aussprechen. Dann kehrte er immer zurück zu seiner Habe, und sann fortwährend, was er uns davon noch darbringen und leisten könne; die Beschwerden einer Winterreise in Rußland, so sagte er oft zu uns, kennen wir noch nicht, er aber wisse wohl, welche neue Bedürfnisse sich da einstellten. Nach vielem Hin- und Herdenken mochte er geglaubt haben, sein bewegliches Gut reiche nicht aus um uns gründlich zu helfen — und auf einmal, als sey ihm ein schweres Gewicht von seiner Seele genommen, trat er uns heiter und froh entgegen mit dem festen Entschluß, uns zum Besten sein Haus zu verkaufen, und sich alsdann in einem neuen, unbeschadet seines Handwerks, einzumietzen. Fast unglaublich wird dieser Vorsatz denen erscheinen, welche die unbeschreibliche Güte dieses seltenen Menschen nicht selbst erfahren; uns erfüllte eine tiefe Wehmuth bey die-

sem Erbieten, in welchem er sich selbst und seinen gegenwärtigen Zustand so deutlich ausgesprochen hatte. Die Größe und der hohe Ernst seiner Gesinnungen wirkten auf uns wie die Nähe des Heiligsten; aber wie dieses nur im stummen Erkennen und in stiller Seligkeit empfunden wird, so konnten auch wir kaum danken, sondern nur zurückweisen und abwehren. In unserm Innern war die Wohlthat doch tief empfangen.

Wem es je vergdnt worden, ein Opfer aufzunehmen, das für sein Leben von einem fremden Herzen in Liebe dargebracht wurde; — wer, wenn er auch dieses Glückes nicht genossen, sich doch der Gefühle erinnert, die ihn bey der empfangenen Mutterliebe, welche ja eine Reihe von Opfern ist, durchströmten; — der wird die Stimmung begreifen, in welcher wir die letzten Tage unsers Familienlebens zubrachten, und die Beweise der Liebe unsers Vaters aufnahmen. Unermüdet zeigte er sich in Erfindung neuer Bedürfnisse, und nicht lange nach seinem ersten kühnen Vorsatz war auch schon ein anderer ersonnen. Als eine wahrhafte Seltenheit besaß er einen prachtvollen Bärenpelz, der einen Werth von mehreren hundert Rubeln hatte. Kein Welgern hätte ihm gewehrt uns denselben mit einer Art Stiftung zuzuwenden. Denen der Unfrigen, welche in Dürftigkeit oder in sonst ein unvorhergesehenes Uebel auf der weltlichen Reise gerathen könnten, sollte dieser Pelz zum Besten unterweges verkauft, und der Ertrag den Nothleidenden eingehändigt werden. Wie bringend und liebevoll einredend bot er uns diese Gabe an, und es lag in seiner Art und Absicht ein leiser Zwang nehmen zu müssen. — Erst später, nachdem wir schon in unsre Heimath zurückgekehrt waren, erfuhren wir, daß er bald nach unsrer Abreise, von Furcht und Unruhe über unsere Lage gedrängt, eine Summe Geldes nach

dem russischen Grenzort Chalißtoß, wo wir ausgewechselt wurden, geschickt hatte, damit wir bey der Ungewißheit daselbst etwas vorzufinden nicht dem Mangel und der Entbehrung ausge-
setzt seyn möchten.

So sorgte und wirkte er nah' und fern von uns, und es schien ihm ein Bedürfniß, seine schmerzlich bitteren Empfindungen an dem wohlthätigen Wirken für uns in Hoffnung aufzuklären.

Und über die letzten Augenblicke hinwegeilend, in denen wir uns Muth und Trost zusprachen, sehen wir den theuren Mann noch an unsern Schlitten stehen, theilnehmenden Auges mit herzlichen Wünschen von einem jeden Abschied nehmen, und den Vorübereilenden schluchzend den letzten Gruß nachsenden. In diesem Bilde von Verlassenheit und schmerzvoller Trauer ist er den meisten unter uns am lebendigsten geblieben; denn es war das letzte, das sich uns einprägte, für unsre Betrübniß ein endloses und kummervolles. Der Schmerz hatte sein ganzes Wesen erdrückt und mit seinem frommen, innig gerührten Anlitze blickte er zum letztenmale nach uns in dem vollen Ausdruck der ergreifendsten Liebe. Es war ein Bild, dergleichen Menschen selten schauen.

Welche Empfindungen uns durchzogen, läßt sich fühlen. Es war ein stilles, bedeutungsvolles Trauern, das sich mit höherer Abndung über unser Leben hindehnte. Der unendliche Werth des Mannes stieg in jedem Herzen siegreich und mild heraus, und es reichte sich diese Erscheinung an jene schützenden Gestalten, deren jedes Leben als huldvolle Tröstungen einzig ver-
ehrt. —

Es war keiner der letzten Tage des Jahres 1813. Der Abend war hereingebrochen, die Stadt lag hinter uns und der Weg stieg einen hohen Berg hinan, von dem herab wir das

ganze Thal und die Gegend, in der wir seit her glücklich gelebt hatten, überschauen konnten. Wir sahen unsern alten Vater nun nicht mehr, und wer vermochte den Gedanken zu unterdrücken, ob wir ihn jemals wieder sehen würden! Das Leben, welches wir nun mit der Gefangenschaft beendet hatten, lag wie ein geschlossenes Ganze hinter uns, dem Blicke frey, wie das unter uns ruhende Thal. Die theuersten Erinnerungen strömten daraus in Fülle hervor, und wollten sich bey dem letzten Anblick der Stadt mit zauberischer Gewalt an unser Herz legen. Einmüthig wandten wir uns noch einmal dahin zurück, wo unser Andenken mit den dankbarsten Empfindungen lebenslänglich weilen wird, mit einem Arm den einsamen Verlassenen festhaltend, den andern der Heimath entgegen streckend.

Von seiner eigenen Stimmung mögen würdiger als die unsrigen auch seine eigenen Worte sprechen, die wir ohne irgend eine andere als orthographische Veränderung aus einem Briefe mittheilen, den er bald nach unsrer Abreise schrieb, der aber erst in unserm Vaterlande zu uns gelangte.

Pensa den 26. Januar 1814.

Dies ist wohl der letzte Brief, den ich Ihnen schicken kann bis Sie im lieben Vaterlande ankommen, Gott und alle guten Engel begleiten Sie auf allen Ihren Wegen und erhalte Sie bey guter Gesundheit. Mein Aufenthalt in Pensa nach Ihrer Abreise ist mir sehr beschwerlich, es ist mir alles zu weit und zu enge, und viele melancholische Stunden machen mir die Tage noch schwärzer. Ich kann Sie versichern, daß ich im Geiste Ihnen auf Ihrer ganzen Reise nachfolge, und Sie nur der einzige Gegenstand meiner Gedanken sind. Wenn ich zu

Mittag eine Speise habe, die Sie liebten, so ist mein Wort, wenn jetzt meine Landsleute noch mitessen könnten; vielleicht kriegen sie jetzt heute nichts zu essen, und mit diesen Gedanken werde ich Ihnen folgen bis ins liebe Vaterland. Ich werde gegenwärtig seyn, wenn Sie Ihren lieben Eltern und Ihren Gattinnen und Kindern in die Arme fallen werden, sie mit den herzlichsten Küssen überhäufen; mit Worten kann ich mich nicht ausdrücken, wie ich's mir im Geiste vorstelle, aber mein Herz ist mir immer voll. Manche einsame Stunde rollen mir die Thränen und mit beklommenem Herzen verberge ich mich vor den Augen der Meinigen, um vielleicht noch von ihnen ausgelacht zu werden. Ach! wär' ich so glücklich meine Kinder wieder zu sehen, aber sie sind glücklicher als ich, denn sie sind in meinem lieben Vaterlande u. s. w.

Die Erinnerung an unsern väterlichen Freund gieng wie ein treuer Begleiter unsrer Reise nebenher, und es konnte uns keine freundigere Ueberschung werden, als wenn wir einen Brief aus Pensa erhielten.

Im Aprilmonat des Jahres 1814. betreten wir nach langer, schwerer Zeit zum erstenmale wieder den deutschen, frey gewordenen Boden; und im Maymonat desselben Jahres langten wir unversehrt in unsrer Heimath an. Hier war unser erstes Bemühen redlichst zu erstatten, was jedem Einzelnen und dem Ganzen von unserm Schneider hilfreich geleistet worden. Wir müssen dabey erwähnen, daß von einer Zurückgabe auch nur in der leisesten Andeutung nie in seinem Munde die Rede gewesen, so bedeutend auch immer die Unterstützung war, die er uns hatte angedeihen lassen. Auch haben wir die hohe Ueberzeugung, daß ein solcher Gedanke im Augenblick des Gebens nie in seine unbefangene Seele gekommen oder der Grund seines Handelns

gewesen sey, wie denn überhaupt wohl in solchem Gemüthe die gewöhnlichen Motive nichts begründen und fesseln.

Durch die hohe Vermittelung der edelsten Frau auf dem Throne, in deren weitem Reiche auch unser Schneider wohnt — derselben verehrten Fürstin, welche in jener trüben Zeit und die erste hülfreiche Hand darreichte und deren Andenken in Deutschland wie einer uns angehörigen gefeiert wird — und durch die lebhafteste Theilnahme ihrer würdigen, trefflichen Mutter gelang es uns, unserm väterlichen Freunde die uns anvertraute Schuld mit kindlichem Danke zurückzusenden. Seine Antwort glich der innern Beschämung eines Herzens, das mit unverdienten Gaben überhäuft, kaum zu danken vermag, und das sich betrübt, nicht mehr für uns geleistet zu haben. —

So wie der Kreis dieser Gesinnungen dem Guten zunächst und der ganzen Menschheit angehöret, so können wir ihn seinem historischen Umfange nach wohl besonders unserm Stamme und Staate aneignen. Als ein solches Eigenthum es betrachtend, gaben wir es zur ehrerbietigen Kunde unserm Fürsten und Landesherren. Es ist kein ungerufen Reden, den hohen Sinn der Fürstin zu preisen, deren angeborene Macht gleich einem höhern Richter es vermag, das Gute krönend zu erkennen und seiner heiligen Würde die Stelle anzuweisen, die es auch in der Welt einnehmen soll. Der unfrige empfangen gerühret und mit jener landesväterlichen Güte und Theilnahme, welche er seit dem ersten Beginnen unsrer unglücklichen Lage so herrlich bewiesen, die Erzählung, und welcher unerwartete Lohn mußte uns werden, als er aus freier Anregung dem edlen Manne den Preis zugedachte, welchen der Staat dem Verdienste seiner bewährten Bürger ertheilt! Er beschenkte den Schneider mit der goldnen Civilverdienstmedaille,

eine Auszeichnung, deren sich wenige zu rühmen haben, und legte hiemit öffentlich den Dank dar, den er aus freiem fürstlichen Herzen der kleinen That zollte. Wir aber knüpften unsre heiligste Freude an diesem Doppelzweig von Edelstein, der wie ein ewig grünender in der Welt fortblühen wird. — Erst nach anderthalb Jahren empfieng der Schneider das Zeichen der Gnade unsres Großherzogs. Er ergoß sich sowohl gegen den huldreichen Geber als gegen uns, die er für die Veranlassenden hielt, in den wärmsten Dank, und wir theilen hier stellenweis und nur mit orthographischer Aenderung seinen Brief mit, den er sogleich nach dem Empfang des Ehrenzeichens an uns schrieb.

Pensa den 16. Januar 1816.

Mit herzinnigem Dank habe ich die Ehre Ihnen sämmtlich zum verflohenen neuen Jahr zu gratuliren; Gottes Segen und meine Glückwünsche begleiten Sie auf allen Ihren Wegen! Kein Unheil treffe Sie nie! Der Allmächtige erhöhe mein Gebet. Der 3. Januar war der glücklichste Tag meines Lebens. Abends um 7 Uhr ließ mich der Fürst Galizin rufen, ich kam lustig zu Hause; ich war zu Gast; ich nahm gleich die Scheere und Maas in die Tasche, es fiel mir aber etwas schwer aufs Herz. Ich kam vor ihn, er sah mich ernsthaft an mit der Frage: Wer ließ ihn rufen? Ich faßte mich auf eine kurze Antwort: Der Fürst unser Gouverneur. Er sah mich noch eine Minute an, dann änderte er sein Gesicht in Freundlichkeit. Kommen Sie näher lieber Franz; sehen Sie, wen Gott und dankbare Menschen lieben, hören Sie, was unser allergnädigster Kaiser Ihnen zuschickt. Dann hob er die Medaille am orange Band in die Höhe, Sehen sie, dieß Ehrenzeichen erhal-

ten sie von Ihrem erhabenen Fürsten, es zu Ehren ihm, und dem dankbaren Vaterlande zu tragen, und unser Kaiser erlaubt es Ihnen zu tragen. Dann nahm er die Medaille und band sie mir an. Ich küßte die Medaille und des Fürsten seine Hand im Namen unsres erhabenen Fürsten. Es waren viele Edelleute zugegen, welche mir alle Glück wünschten. Er ist es werth, aber die Herrn Officiers aus Baden sind wirklich Edle, sie wissen zu belohnen, denn es ist ihr Werk.

Stellen sie sich meine Ueberraschung vor, meine Kniee knackten mir zusammen, das einzige Wort konnte ich nur sprechen, Fürst! — Nun jetzt hören sie, meine lieben Kinder, ich lief zu Hause wie ein Betrunkener. Indem ich bey dem Fürsten war, kam meiner Frauen Schwester, das schöne Weib vom Dorfe; wir küßten und bewillkommten uns, aber ich zitterte noch an Arm und Beinen. Was ist Ihnen? — Nichts. Ich zog meinen Pelz aus, küßte sie noch einmal; sie erblickte die Medaille und that einen lauten Schrey: ach! eine Medaille eine Medaille! Meine Frau und sie weinten die herzlichsten Thränen: Ja, ja, das sind ihre Herrn Landsleute. Das stand ja schon im ersten Briefe ben sie von ihnen erhalten haben — ach! was für gute Leute.

Aber jetzt hören Sie, meine dankbaren Kinder; als es den andern Morgen Tag wurde, kamen fünf Postillons, sieben Dragoner, die ersten die mir Glück wünschten. Bald nach ihnen die Popen, sie sangen einen Glückwunsch, und küßten die Medaille und dann mich. Jetzt kamen die Polizey Officiere und die Magistratsleute mit ihren Gratulationen. Gut, daß ich just bey Geld war. Jetzt hat ich Gäste: den Apotheker, den Schulkrektor, den Doktor, zwey Officiere von dem Bataillon, die ersten Kaufleute und die Uebrigen, die noch da waren.

Das können sie sich wohl einbilden, wie da ge-
zeht wurde. Jetzt kamen Säger, die sangen
mir und unserm Großherzog zu Ehren eilige
Loblieder, und ich muß sagen es war röhrend
abgefaßt.

Denken sie, was dieß für ein Aufsehen machte,
unter dem Adel und der Kaufmannschaft. Es
ist bey Gott wahr, ich bin der Einzige, der das
Glück hatte, das unschätzbare Ehrenzeichen zu
tragen; sogar Edelleute küßten es, und sag-
ten: Ihr erhabener Fürst und ihre braven
Landsleute belohnten Ihnen über Verdienst;
Gott vergelte es ihnen. Nun gut Kinder, Euer
alter Vater in Pensa küßt euch mit dankbarem
Herzen und mit ihränenden Augen.

Jetzt noch eine Frage? An wen hatten sie
diese Blätter nämlich den Hausfreund adres-
sirt? *) Der Apotheker schickte ihn mir in der
Nacht um 11 Uhr — was sag' ich! er brachte
mir ihn selber. Ich lag schon im Bette und
las noch im Buche; denn seit ihrer Abreise hab'
ich kein Vergnügen mehr. So oft als ich an
ihren Wohnungen vorüber gehe, sehe und höre
ich sie; aber umsonst meine Freunde sind nicht
mehr. Der Fürst ließ den Hausfreund ins Ruf-
fische übersetzen, er wurde in der Stadt und auf
dem Lande gelesen.

Jetzt Kinder danke ich euch, so wie ein Sterb-
licher nur danken kann, aber es fehlt mir an
Worten. Die Namen von allen meinen lands-
ländischen Officieren ließ ich in Fraktur auf ei-
nen Bogen schreiben mit der Unterschrift: die
Edlen aus Baden, in einem Rahmen ver-
goldet zum Andenken meiner Kinder und Kin-
deskinder um sie zu lehren brav zu seyn.

*) Der rheinische Hausfreund von Hebel hatte näm-
lich in kurzem der Geschichte unsers Vaters, wie
wir sie Hebeln erzählt hatten, Erwähnung gethan,
und mit Freude sandten wir diese Blätter nach Pensa,
dem fernem Landemanne eine Ueberraschung zu ge-
währen.

Den Brief den ich nach Byalistoß mit
Geld Ihnen nachschickte, bekam ich mit dem Gel-
de wieder zurück, daraus vermuthete ich, daß
sie früher als der Brief dort ankamen.

Vielleicht werden sie den Brief zu lesen be-
kommen, den ich an Seine Hoheit den Groß-
herzog geschrieben habe; beehren sie mich doch
noch mit einem Schreiben ehe ich sterbe; ich
hoffe mit dem innigsten Verlangen auf dies
Glück. Mit aller Hochachtung bin ich ihr
Aler u. s. w.

Franz Egetmaler in Pensa.

Dieß ist, was wir von der Geschichte des
hochherzigen Schneiders Franz Anton Egetmayer
zu geben vermögen, der nun durch weite Fernen
von seinen Kindern getrennt ist, und wohl eben
so schmerzvoll zu ihnen herüberblicken mag, als
diese dankbar sich zu ihm hinschauen. Die Erin-
nerungen, die uns wie ein Nachklang des Wirk-
lichen geblieben sind, leben unter uns wie die
theuren Ueberreste eines Heiligthumes, das einst
mit wunderthätiger Kraft belebend unter uns
wirkte. Auch nach seinem Verschwinden verlan-
det es sich noch wundervoll; nur einmal tief
empfundnen, breitet es Stärkung und ermannen-
den Trost im Herzen aus, und man fühlt leb-
endig, daß in dieser Liebe ein Abglanz jener
höheren, göttlichen gelegen, mit deren Besitz man
jedem Unbild im Leben muthig entgegentritt.
Und so erhebt sich diese Geschichte hinter uns,
wie man wohl erhabene Warten in einer Ge-
gend erblickt, die mit freundlicher Telsung
grüßend und mahnend dem Wandrer nachschauen
und seine Pfade leiten.

Wir müssen hier noch hinzufügen daß nicht
wir, nicht seine Landsleute die einzigen
waren, die aus seiner r. nischenfreundlichen Hand
Gaben und Wohlthaten empfiengen. Es leben

steuert in allen Theilen Deutschlands Zeugen seiner liebenden Gesinnung, und es ist kein Gefangener durch Pensa gegangen, der, wenn der Schneider sein Elend erfahren, hilflos weiter gezogen wäre. Allen solchen mögen diese Worte eine heilere Rück Erinnerung hervorrufen, und an den geschilderten Zügen mögen solche den alten, immertreuen Freund wiederkennen! — Und weil eben sein Gemüth nicht von zufälliger, augenblicklicher Hinneigung geleitet, sondern von frommer Liebe erwärmt war; so giengen seine Bemühungen weiter als für seine deutschen Mitbrüder, und allen, die leidend umherirrten, bot er seine rettende Hand dar. Zu jener Zeit, als nach dem Brande von Moskau ein unversöhnlicher Haß in der russischen Nation gegen die Feinde glühte, welche nicht mehr wie Krieger sondern wie Nordbrenner betrachtet wurden; — als die öffentliche Meinung verbietend auf jede mitleidige Regung herabsah, die sich in wohlthätigen Gemüthern gegen das Elend der Gefangenen hervordrängte; — zu eben dieser Zeit erschien der erste Transport französischer Kriegsgefangenen in Pensa mit allen Kennzeichen einer höchst beklagenswerthen und bedürftigen Lage. Kein Herz erbarmte sich ihrer in der rauhen Winterzeit; Niemand wagte, wenn er es auch wollte, den Zwang des Vorurtheils zu durchbrechen. Er allein, unser lieber Wohlthäter, schritt aus einem Hause in das andere mit dem muthvollen Vertrauen der Tugend, forderte Beyträge an Geld und Kleidungsstücken für die gefangenen Franzosen, und erhielt durch seine offene Ansprache an das menschliche Gefühl, was das dumpfe Vorurtheil stets fest verweigert hätte. Und so handelte er wohlthätig und menschenfreundlich gegen Franzosen und Deutsche, ohne einen andern Unterschied als den einer größeren Vorliebe für seine Landsleute. Daß er zu diesen wie zu seiner eigenen

Familie mit der innigsten Sorgfalt sich wandte, wer mag ihm das verargen? Dieß schien es als Erholung und als die liebste Freude zu betrachten, als den häuslichen Genuß seines eigenthümlichsten Lebens.

Meisterhaft und wahrhaft-unübertrefflich ist es unserm herrlichen Hebel in seinem Hausfreunde gelungen, den frommen, mildthätigen und einfachen Sinn des Schneiders darzustellen. Wer diese Worte gelesen, dem kann in der gegenwärtigen Erzählung wohl nur das Historische erwünscht seyn; weil er den besten und wahrhaftesten Theil der Geschichte genugsam in jener Schilderung genossen hat. Wir theilten dem Dichter die ganze Erzählung mit, der sie voll Theilnahme aufnahm. Ohne eine andere Kunde, als die wir ihm gegeben, ließ er schöpferisch aus seinem eigenen Gemüthe das ihm würdig verwandte des Schneiders hervorgehn, mit einer Lebendigkeit und Wahrheit, die nur wir in ihrem Werthe empfinden können.

Die Gestalt unsers Vaters war von mittlerer Größe; sein Gesicht, aus dem ein dunkles, überaus mildes und bedeutungsvolles Augenpaar herausstrahlte, war das treueste Geständniß seiner Seele, und trug einen besonderen Ausdruck von Gutmüthigkeit und erquicklichem Wesen. Seine Sprache hatte etwas Anstossendes, ein Umstand, der die Treuherzigkeit seiner Aeusserungen erhobte. Durch ein früheres Unglück war das eine Bein hinkend geworden; dieser leise Anstrich von Gebrechlichkeit erregte beim ersten Augenblick jenes mitleidige und zugleich ergebene Gefühl, das wir jedem Gebrechlichen zollen, und öffnete das Herz ihm um so eher, als der Gedanke etwas unendlich Rührendes hat, eine Hand, die man selbst hülfedürftig und der Stütze bedürftig glaubt, dennoch Wohlthaten und Hülfe austreuen zu sehen.

Dieß ist das sanfte Leuchten aus Morgen,

welches die weite Dunkelheit zauberrisch erhellte, und nach dem wir uns oft mit heimlicher Sehnsucht wie zu einer aufglühenden Sonne hinwenden. Und sollte auch das Herz vergähnen, aus dem der leuchtende Strahl heraussstieg — er selbst verbleicht nicht; wie ein unendliches Morgenroth glänzt er voll Liebe zu den treuen fern wandelnden Kindern herüber.

Am Rand dieses Denkmals zeichnen wir die Namen Sief, Algebinin, zweier russischen Familien, und den des Doktor Sefemann und des Schneider Alsdorf, zweier in Pensa lebenden Deutschen, hin. Ihre preiswürdigen Bemühungen um die Gefangenen in Pensa verdienen eine solche Stelle.

Treue im Tod.

Der Hausfreund machte vor einigen Jahren eine Reise nach Aachen. Dnyfern der StraÙe, die von Bonn in die alte Kaiserstadt führt, sah er ein Grab unter einer Dornhecke. Wenn der Hausfreund so ein einsames Grab irgend im Feld oder Wald oder an einem andern Orte findet, wohin es nicht gehört, dann denkt er immer: da hat sich ein Räder niedergelegt, der die rechte Herberg nicht mehr erreichen konnte. Dießmahl hatte er auch einen ähnlichen Gedanken, und die Dornen über dem Hügel kamen ihm vor, wie ein Sinnbild vom Leben dessen, der darunter sein Ruhestätten hatte.

In der Nähe saß ein Landmann auf seinem Pfluge, und hielt sein Mittagsmahl. Bey diesem erkundigte sich der Hausfreund, was es mit dem Grab und mit der Dornhecke ein Bewandniß hätte. Der eheliche Ackermann gab auf die Frage recht guten Bescheid, und der Hausfreund will seinen Lesern die Geschichte erzählen.

Einige erinnern sich noch wohl, daß die Fran-

zosen, in den ersten Jahren des Revolutionskriegs, vom Feldmarschall Prinzen Koburg geschlagen worden. Bey einer solchen Gelegenheit sucht jeder seine Haut in Sicherheit zu bringen, und im Grunde kann man's nicht übel deuten. Die Franzosen fielen rechts und links, aber mancher wurde von der Kugel eines Scharfschützen, oder vom Säbel eines Reiters eingeholt. Unter den Flüchtlingen befand sich ein junger Mann mit seiner noch etwas jüngern Frau. Sie waren erst einige Tage verheirathet, als das Aufgebot ins Feld ergieng, und die Frau, die das Versprechen, mit ihrem Mann Leid und Freud zu theilen, in vollem Ernst gethan hatte, folgte ihm zur Armee, und es wurde ihr leichter und auch ihm. Der Mann hatte aber kurz vor dem Tage der Flucht einen Streifschuß erhalten, und konnte nur kleine Schritte machen. Seine Landsleute und Kammeraden überholten ihn bald, denn sie waren an diesem Tage besonders gut zu FuÙe, und er war der Letzte in dem langen Zuge. Die Kraft verließ ihn allmählich, denn es fehlte auch an Speise und Trank, wenn er aber seiner treuen Frau ins Antlitz sah, und sie ihm den Schweiß von der Stirne trocknete, so war's ihm, als hätte ihn ein köstlicher Labetrunk erquickt, das brave Weib verlor keinen Augenblick den Muth und das Vertrauen und die Liebe.

So auf seine Frau gestützt, wankte der junge Krieger noch eine Strecke weit fort, bis zu einem Dorngebüsch. Dort, sagte er, dort wollen wir niedersitzen und ruhen. Dem Hausfreund wurde es recht unheimlich ums Herz, als der Bauersmann in seiner Erzählung bis hieher gekommen war, und dem Leser wird es eben so gehen.

Die armen Flüchtlinge waren kaum bei dem Gebüsch angekommen, als die Frau einen Schrey ausstieß. Sie hatte nämlich umhergeschaut,

nach einem Bächlein oder Feldbrunnen, und — den Tod erblickt in seiner schrecklichen Gestalt. Es ist dem wirklich so. In kleiner Entfernung schaute aus einer Hecke, das Rohr eines Scharfschützen heraus, der auf den jungen Franzosen anlegte. Die brave Frau gedachte jedoch schnell ihres Versprechens am Altare, Leib und Freud zu theilen mit dem, den sie sich gewählt zum Lebensgefährten, sie umklammerte ihren Mann, bedeckte ihn, mit ihrem Leib — die Bäche knallte, und beide fielen tod zur Erde. Das ist die Geschichte vom Grab unterm Dornbusche. Die Dornen am Busch bedeuten das Leben, und die grünen Blätter bedeuten, daß Liebe und Treue wieder auferstehen.

Wer bezahlt die Zechen?

Ein französischer General hatte sich ein Rahmhafes an Geld und Gut erworben. Er selbst behauptete, ein Vetter in der neuen Welt habe ihn zum Erben eingekauft, allein böse Zungen sprengten aus, es sey so eine Zigeunererbschaft. Dabey war der Mann klug, und hielt das seinige zu Rath, und gönnte Niemanden einen guien Bissen, als sich selbst. Nun trug sich's aber zu, daß im glorreichen Jahr 1814. deutsche Truppen in dem Dorfe, lagen, wo der Hr. General sein Schloß hatte. Die Offiziere hielten mancherley von seiner Liebe zur Sparsamkeit erzählen, und verabredeten sich zu einem Besuche bey ihm. Ein stattlicher Zug von Herrn und Dienern kam eines Morgens auf das Schloß, und man bat sich, recht höflich, ein gutes Mittagessen aus. Der General ließ sich nicht blicken, sondern blieb auf seinem Zimmer, der Haushofmeister aber brachte allerlei Entschuldigungen vor. Davon wurde jedoch keine angenommen. Küche und Keller mußten liefern, was zu haben war, und zu

gehbrigen Stunde stand eine reich-besezte Tafel da. Die deutschen Offiziere wußten zu leben, und ließen den General bitten, mit ihnen vorlieb zu nehmen. Dieser verspürte zwar keine sonderliche Reizung, die Bekanntschaft der Fremden zu machen, doch konnte er's auch nicht füglich ablehnen, und erschien bey Tische, mit einer Freundlichkeit, die aussah, wie das böse Gewissen? Die Offiziere versicherten, er sey heute ihr Gast, und wiesen ihm den Ehrenplatz an, und von allen Speisen wurden ihm zuerst vorgelegt. So gieng's, in Lust und Scherz, bis zum Abend, wo die Offiziere aufbrachen. Gottlob, dachte der General, aber zu seiner Verwunderung blieben die Leute der Fremden Herrn zurück. „Was wollt ihr noch hier,“ fragte der General, der erst seinem Ingrimme den Jügel schießen ließ? „Verzeihen Sie, Herr General,“ sagte ein schnurrbärtiger Korporal, „Sie haben bey uns zu Gast gespeist, und bey solchen Gelegenheiten ist es bey uns herkömmlich, ein Trinkgeld in die Küche zu geben.“ Der General sah wohl ein, daß die Leute schwerlich mit leerer Hand abziehen mußten, und warf ihnen, im Aerger, noch eine handvoll Goldstücke hin, und vermaß sich hoch und theuer, daß er auf solche Weise nie wieder zu Gast essen wolle.

Wie man auf leichte Art Zinsen vom Kapital bezahlen kann.

Ein junger Mann befand sich in Geldnoth, ein Fall, der nicht selten vorzukommen pflegt. Er ließ einen Juden rufen, und verlangte von diesem hundert Gulden, auf eine Handschrift. Der Jude sprach viel von der Seitenheit des Geldes, doch zeigte er sich zuletzt willig, die hundert Gulden zu schiessen — gegen 25 procent. Das Geld wurde gezahlt, und der Ju-

de zog die 25 Gulden gleich ab, das verdroß den jungen Mann. Schmul, sagte er, ich will das Geld auf vier Jahre haben, und so kannst du die Zinsen für die übrigen drey Jahr auch gleich abziehen. Der Jude machte große Augen, und da ihm das Gesicht des Empfängers nicht recht gefallen wollte, strich er sein Geld wieder ein. Schmul, hub jener an, die Zinsen für vier Jahre hast du erst eingestrichen, nun zahle mir das Kapital. Bey diesen Worten langte der junge Mann die Heftsche hervor — der Jude wollte die Thüre suchen, aber der andere kam ihm zuvor, und aus Furcht vor der geschwungenen Peitsche legte der Jude die 100 Gulden blank auf den Tisch, und stellte einen Schein aus über den Empfang vierjähriger Zinsen.

Redlicher Sinn fürchtet nichts.

Als die Franzosen im März 1807. bey Steegen und Stutthof nach der sogenannten frischen Nehrung, einem 11 Meilen langen schmalen Landstrich, zwischen der Ostsee und der Weichsel, übergesetzt hatten, um Danzig von allen Seiten einzuschließen, und besonders die Verbindung mit Königsberg zu unterbrechen, so verlangten sie von dem Schulzen in dem Dorfe Kahlberg an der Nehrung, daß er sie führen, und ihnen mit seiner Kenntniß der umliegenden Gegend behülfflich seyn sollte. Der ehrliche Schulze verweigerte sich dessen. Man drohte. Er beharrte auf seinem Entschlusse, und erklärte: daß Er als Unterthan, der seinem Landesvater den Eid der Treue abgelegt habe, den Feinden seines Königs keine Dienste leisten könne und dürfe, die dem Lande nachtheilig werden könnten. Man drohte hierauf, ihn zu erschließen, wenn er nicht sogleich gehorche. — „Nun,“ sagte er, „wenn es dann erschossen seyn

muß, so will ich mich lieber erschließen lassen, weil ich meine Pflicht gethan habe, als mich erschließen lassen, wenn ich als Landesverräther ergriffen werde.“ Diese redliche feste Denkart schloß dem Feinde Achtung ein, und man ließ den redlichen Mann in Ruhe.

Gute Antwort.

Als unsere Truppen aus Frankreich heimzogen, machte es auf der Heerstraße einen gewaltigen Staub. „Ihr hättet zum Abschied die Straße wohl können begießen lassen,“ sagte ein Soldat zu einem Elsässer Bauern, der einem Bagagewagen vorgespannt hatte. Der Bauer war keineswegs auf den Kopf gefallen, und antwortete: „Der Herr Maire hat gemeint, wir würden, über euer Weggehen so viel Thränen vergießen, daß es unnthig wäre, noch Wasser auf den Weg zu spritzen.“

Scherzhafte Antwort auf dem Todesweg.

Ein Soldat hatte die böse Gewohnheit, absenthalten, wo er einquartirt war, ein Andenken mitzunehmen. Er trieb es zuletzt so ins Große, daß er zum Tod verurtheilt wurde. Auf dem Hingang auf den Platz, wo er den Sprung aus der Welt machen sollte, begegnete ihm ein Bekannter, der ihn fragte: „Ey Hanns was hast du denn gethan?“ „Ach,“ antwortete Hanns, „ich habe einige Sachen gefunden, eh' sie verloren waren, und muß deswegen sterben, eh' ich krank werde.“

Selbsterkenntniß.

Eine ehemalige kleine Reichsstadt erhielt einst ein Kaiserliches Schreiben. Solche Ehre

war dem freyen Städtlein seit Menschen gedenken nicht wiederfahren, und die Väter des Volks versammelten sich augenblicklich, um über die Antwort zu berathschlagen. Das Kaiserliche Schreiben sieng an: Wir von Gottes Gnaden, und dieser Umstand machte dem Nahe viel Kopfverbrechens. Sie waren selbst auch regierende Herren, das erkannten sie wohl, doch konnten sie sich der Schidlichkeit wegen, dem Kaiser nicht im Titel gleichstellen. Nach langem Hin- und Herreden wurde endlich beschloffen, die Antwort an Kaiserliche Majestät also anzufangen: Wir von Gottes Ungnaden, Bürgermeister und Rath der freyen Reichsstadt u. s. w.

Die schlechte Glöckin.

In einem Städtlein am Rhein war eine stättliche Krambude aufgeschlagen mit allerley schimmernden Waaren, die in einem Glücksrade ausgespielt wurden. Das halbe Städtlein war um die Bude versammelt, und mancher langte in die Tasche und zählte das Geld, ob es zureiche, eine Bette mit dem Glück zu wagen. Unter dem schön- und gewinnlustigen Haufen befand sich auch ein junges Mägdlein, die ihr Heil gern versucht hätte, allein wie genau sie auch ihre Baarschaft überrechnete, so wollte doch die Summe des Einfahes nicht herauskommen. Da sie jedoch gar klug war, so wußte sie bald Rath. Ein Friseur hatte ihr schon oft, für ihre schönen langen Haare, einen Kronenthaler geboten, und sie dachte, sie könne sich ja wohl einstweilen mit einem Titus behelfen. Der Entschluß gedieh augenblicklich zur Ausführung — das Mägdlein flog mit dem wohl erworbenen Gelde zur Glücksbude, und das Glück war ihr günstig: Sie gewann — einen recht schönen Stamm.

Der Kandidat der seine Stimme gegen sich selbst gibt.

Ein Kandidat des Predigtamts suchte um eine Pfarrey nach, und legte seine Probepredigt ab. Was er sprach gefiel den Zuhörern über die Maassen wohl, nur hätte er eine schlechte Stimme. Einige Tage nachher sagte ihm ein Freund im Vertrauen, daß ihm die Pfarrstelle zu erkannt sey. „Sie hatten nur eine einzige Stimme gegen sich,“ setzte der Freund hinzu. „Und welche,“ fragte der Kandidat neugierig? „ihre eigene,“ antwortete der Freund.

Ehrlichkeit wie sie war.

Auf einem Dorfe des Kantons Schwyz, kam einst an einem Abend der Bauer Velten, zum Bauer Kasper, welcher auf seinem Felde arbeitete, und sagte: Nachbar, jetzt ist Heuerndte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen einer Wiese haben. Ich habe die Richter zusammen rufen lassen, weil wir beyde nicht gelehrt genug sind, um zu wissen, wer von uns recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht. „Du siehst Nachbar,“ antwortete Kasper, „daß ich die Wiese gemähet habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen, ich kann also unmdglich mitgehen. Und ich kann die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag gewählt haben, erwiederte dieser, auch kann das Heu nicht eher abgeholt werden, bis wir wissen, wem die Wiese gehört.“ — Nach einigem Besinnen, sagte Kasper: Weißt du wie wir es machen wollen? Gehe morgen nach Sa wy, und sage dem Richter: Mein Name, und meine Gründe, so brauche ich ja nicht dabey zu seyn! — Wenn du das Vertrauen zu mir hast so will ich für dein Recht reden, wie für dein eigenes. — Nach dieser

Abrede gieng Belten am folgenden Tag nach Schwyz, und trug seine und Kaspar's Gründe vor so gut er konnte. Am Abend kam er wieder zu Kaspar, und sagte: Die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen, ich wünsche dir Glück, und bin froh, daß wir nun aufs Neue gekommen sind.

Sparfamkeit am rechten Ort.

Ein wohlhabender Kaufmann in Hamburg, Namens Bähl, hatte eine Gesellschaft von etwa 30 Personen zu sich zu Gaste gebeten. Seine Frau wollte sie nun um ihnen etwas in derselben Jahreszeit noch Nares aufzustellen, unter andern gerne mit Forellen bewirthen, weil sie aber das Stück davon mit 1 Dukaten bezahlen sollte, und dieser Preis ihr zu hoch war, so nahm sie deshalb zuvor Rücksprache mit ihrem Manne. Dieser sagte: einen solchen Aufwand könnten wir bey unsern Umständen allenfalls schon machen; aber ich halte ihn für sündlich, und er soll unterbleiben. Denk einmal, wie vielen Armen man mit diesem Gelde helfen könnte, das die Forellen kosten würden. Ich will einen andern Gebrauch von dem Gelde machen. Der Tag der Mahlzeit kam heran, und Bähl ließ an demselben eine Schüssel aber zugedeckt, auf den Tisch setzen. Hierauf erzählte er den Gästen das Vorhaben seiner Frau, erwähnte des hohen Preises der Forellen, bezeugte, daß er eine so kostbare Speise für sündlich gehalten habe, und sagte zuletzt, daß statt der 30 Stück Fische eben soviel Dukaten in der Schüssel lägen, und daß jeder der Gäste die Güte haben möchte einen davon zu nehmen, und ihn einem Armen, dessen Dürftigkeit ihm bekannt wäre, zu schenken. Ich sehe sie alle für zu gutherzig an, als daß sie diesem Gerichte nicht ihren Beyfall geben soll-

ten. Die Gäste fühlten das Edl'ne dieser Handlung, und einer von ihnen sagte: Nun so soll ein jeder von uns noch einen Dukaten, den er in einer Forellen verzehrt hätte, dazu legen, um desto mehrere Arme erfreuen zu können.

Merkt es euch ihr Reichen, und gedenkt der Armen, wenn ihr einen frohlichen Tag habt.

Lohn und Strafe.

Im Sommer 1784. fuhr der Knecht eines reichen Pächters, mit leerem Wagen von Paris nach Hause zurück. Am Thore der Stadt wartete ein ziemlich wohlgekleideter Mann auf ihn, der ihn bat, ein Kästchen an seinen Herrn mitzunehmen, das er jedoch ganz langsam fahren müsse, weil zerbrechliche Waare darin befindlich sey. Der Knecht nahm es mit, und übergab es bey seiner Ankunft seinem Herrn. Der Pächter begierig zu wissen, was in demselben enthalten sey, öffnete es ohne Verzug. Aber, wie erschraak er, als er in demselben ein schlafendes Kind erblickte! — Ich sollte noch fremde uneheliche Kinder ernähren? Nein! Martin, tragt es wieder hin wo man es euch gab. Ich nehme es nicht, so sprach der Pächter voll Unwillens, daß Martin so langsam gefahren war. — Nun sprach Martin so nehme ich es an, das unschuldige Kind darf man doch nicht unkommen lassen, wer weiß was aus dem Bürschgen noch werden kann! und werde ich auch nicht dafür belohnt, was schadet's! wo meine vier Kinder essen da mag das fünfte auch noch dabey seyn. — Mit diesen Worten trug er das Kästchen ohne Widerwillen zu seiner Frau, und gab ihr auf, daß sie des Kindes pflegen sollte. — „Ich will's gerne thun; wenn's aber nun nicht zureicht?“ — fragte die Frau. — „Gott wird schon helfen,“ — sagte der Mann — „ich muß

künftig mehr arbeiten: laß es nur gut seyn; und damit gieng er wieder an seine Arbeit. Als er Abends nach Hause kam, und es eben an Holz fehlte, um Suppe kochen zu können, kam er auf den Gedanken, das Kästchen zu zerschlagen, das ihm weiter zu nichts nützlich zu seyn schien, packte hierauf die Betten und das Stroh aus, und warf es auf den Boden hin.“ — „Halt Frau das klingt ja wie Geld.“ — Sie suchten und fanden ein Papier mit 100 Stück Dukaten. „Ey,“ — sagte der Knecht, — „nun dürfen wir das Kind wohl nicht behalten, da so vieles Geld dabey ist.“ — Geschriebenes konnte weder er noch seine Frau lesen, und gleichwohl war er begierig zu wissen was auf dem Papiere stehe. „Seh' zum Pfarrer,“ — sagte die Frau, — „der ist ja ein so guter Mann, der wird dir sagen, was darauf steht.“ Martin gieng hin, und staunte, als er den Pfarrer lesen hörte: Die Eltern dieses Knaben, bitten den Pächter, daß er für die Erziehung dieses Kindes alle mögliche Sorgfalt trage. Sie dürfen zwar durch Umstände gedrungen, sich jezt nicht als die Eltern dieses Kindes bekannt machen, dessen ungeachtet wollen sie keine Kosten scheuen, damit demselben nichts abgehe; sie legen hier demselben hundert Dukaten bey, und versprechen heilig und theuer, daß alljährlich eben soviel überschickt werden sollen. Sie sehen in die Rechtschaffenheit des Pächters kein Mißtrauen. — Als der Pächter diese Sache erfuhr, forderte er das Kind mit dem Gelde von seinem Knechte zurück. Martin aber auf Belehrung des Pfarrers verweigerte die Zurückgabe, und die Sache kam endlich vor das Parlament, von welchem der Pächter des Zutrauens unwürdig erklärt wurde, das die Eltern des Kindes in ihn gesetzt hatten.

Wie man seinen Dienst versehen muß.

Am Abend eines Tages, als Kaiser Joseph II. von Wien nach Italien abreisen wollte, erinnerte sich der Monarch, einige Schriften die er mit sich nehmen zu müssen glaubte, im Augarten, oder zu Schönbrunn in seinem Schreibkabinete zurückgelassen zu haben. Er schickte sogleich einen Sekretär mit den Schlüsseln dahin ab, um sich dieselben holen zu lassen. Der Sekretär kam bestürzt, und vor Eile fast außer Athem, mit der Anzeige zurück: Ew. Majestät, weder in Schönbrunn noch im Augarten habe ich die Schriften gefunden. — „So werden sie wohl in Laxenburg liegen,“ antwortete der Kaiser, — „gehen sie eiligt dahin, und bringen sie mir die Schriften sobald wie möglich, ich werde mich nicht eher schlafen legen, als bis ich sie erhalten habe, und wenn ich die ganze Nacht hindurch wachen müßte.“ Der Sekretär eilte mit den Schlüsseln nach Laxenburg, und wollte ohne weiters in des Monarchen Kabinet eintreten. — Allein, der Wache haltende Hauptmann hielt ihn an, und sagte: Nein mein Herr, ich habe allen Respekt für sie, aber dahinein darf ich sie nicht lassen, wenn sie mir die Ordre nicht schriftlich von dem Monarchen selbst aufweisen können. — Das konnte nun der Sekretär freylich nicht. Inzwischen stellte er dem Hauptmann dringend vor, daß seine Majestät auf die darin abzuholenden Schriften warteten, und ohne dieselben morgen früh nicht abreisen könnten. Hierauf rief der Hauptmann vier Mann ins Gewehr, öffnete das Zimmer, und als er die Schriften gefunden hatte, steckte er sie zu sich, und begleitete den Sekretär wohlbewacht zum Kaiser nach Wien. Der Kaiser wunderte sich nicht wenig, seinen Sekretär in solcher Begleitung zurückkommen zu sehen. Der Hauptmann aber entschuldigte sich, daß er ohne schriftliche Ordre von Sr. Majestät in das Verlangen des Sekretärs zu willigen, gerechtes Bedenken getragen habe. Nun sagte der Kaiser das ist recht; es ist wahr, ich hatte vergessen, dem Sekretär die nöthige Ordre mitzugeben. Sie haben klug gehandelt, und hier nehmen sie 50 Dukaten, als ein Beweis meiner Zufriedenheit mit ihrem Betragen.